

# HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH · ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE 4/1996

Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft

herausgegeben von

Gerhard Neumann · Ursula Renner

Günter Schnitzler · Gotthard Wunberg

Rombach Verlag Freiburg

# Hugo von Hofmannsthal und Julius Meier-Graefe Briefwechsel

Herausgegeben von Ursula Renner

*Dem Andenken von Rudolf Hirsch*

Was Meier-Graefes geistige Figur und Wirksamkeit so schwer definierbar macht, ist das gleiche, wodurch seine Gegenwart unter uns so erwärmend wirkt: daß bei ihm alles unmittelbare Funktion des Lebens ist, nichts abgeleitet und zusammengesetzt. Moderne Bilder wirkten auf ihn als Totalität, und er antwortete als Totalität; das war der Ausgang.

Von hier aus entwickelte sich alles weiter, bis er zu den subtilsten und höchsten Dingen gelangte: die Abhängigkeit eines Künstlers von seinen Lehrern, von der Epoche, von der Gesamtheit der Tradition wirklich zu *verstehen* – eine Höhe der intuitiven Analyse, die dem bloßen Kunsthistoriker nie erreichbar ist. Darum bedeuten seine großen Darstellungen – der Delacroix, das Marées-Buch – wirklich Epoche.<sup>1</sup>

Hofmannsthals Grußworte zu Julius Meier-Graefes 60. Geburtstag sind die *hommage* an einen langjährigen Brief- und Gesprächspartner, wie sie zugleich eine Reflexion über die Möglichkeiten einer Kunst- und Kulturkritik sind, die er in Meier-Graefe richtungsweisend repräsentiert fand. Anders als in der Wissenschaft stelle Meier-Graefe sein kulturelles Engagement in den Dienst des Lebens. Seine Texte erscheinen Hofmannsthal nicht analytisch-zersetzend, sondern als Vermittlungsorgan von lebendiger Erfahrung. Im Paradoxon des Begriffs von der »intuitiven Analyse« versucht Hofmannsthal eine solche »schwer definierbare« Tätigkeit zu fassen. »Analyse« bezeichnet das weitgefächerte Interesse des Kunstkritikers Meier-Graefe (1867–1935) an überhistorischen Zusammenhängen, an »Familienähnlichkeiten« von Künstlern über Epochen und nationale Grenzen hinweg, welches

<sup>1</sup> Hugo von Hofmannsthal: [Julius Meier-Graefe]. In: Julius Meier-Graefe. Widmungen zu seinem sechzigsten Geburtstage. München/Berlin/Wien 1927, S.11 (wieder in: GW RA III 193). – Die zitierten Bücher: Julius Meier-Graefe: Eugène Delacroix. Beiträge zu einer Analyse. Mit hundertfünfundvierzig Abbildungen, zwei Facsimiles und einer Anzahl unveröffentlichter Briefe. Piper: München 1913; und ders.: Hans von Marées. 3 Bde. Piper: München 1910.

ihn einen so entfernten Maler wie El Greco beispielsweise mit dem Expressionismus verbinden ließ oder einen Poussin mit der französischen Moderne. Das »Intuitive« charakterisiert zugleich Meier-Graefes Vertrauen in ein intuitives Sehen, das im gestalteten Werk die Wirklichkeitsverwandelnde kreative Potenz vorreflexiv erfassen kann.

Was Hofmannsthal an Meier-Graefe hervorhebt, ist eine spezifische ästhetische Haltung, die er schon in den frühen neunziger Jahren im Hinblick auf die englischen Kunstkritiker John Ruskin und Walter Pater wie eine Offenbarung schilderte. In seinem frühen Aufsatz über Walter Pater, 1894, lobte Hofmannsthal an diesem bedeutenden Kritiker, daß er »der sehr seltene geborene Verstehende des Künstlers« sei (RA I 194). Er besitze die Fähigkeit, »durch die große Anspannung der Phantasie« von einem künstlerischen Detail auf das Ganze des Kunstwerks zu schließen und »für einen Augenblick« eine Vision der fremden Welt des Künstlers hervorzurufen. Etwas abstrakter formuliert: er vermöchte aus einem konkreten Minimum ein Maximum an Welt zu gewinnen: »Wer das kann und dieser großen Anspannung und Verdichtung der reproduzierenden Phantasie fähig ist, wird ein großer Kritiker sein« (195).

Julius Meier-Graefe verkörpert für Hofmannsthal diesen seltenen Typus des einfühlsamen Kunstkritikers, der fähig ist, sich dem künstlerischen Schaffen anzunähern, der seine Seherfahrten in Texten »lebendig« vermittelt und somit dank seiner »reproduzierenden Phantasie« Rezeptions- und Produktionsprozeß kreativ verbindet.

Julius Meier-Graefe wiederum hatte im Vorwort seines dreibändigen Hauptwerkes der »Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst« von 1904 programmatisch die Aufgabe der Kunst und folglich die ihrer Vermittlung formuliert:

[...] heute, wo dem Materialismus immer neue Segel schwellen, scheint die Kunst von einem ähnlichen Geschick bedroht, wie Religion und Metaphysik: als unnütz verworfen zu werden [...]. Religion und Metaphysik verschwinden in neuen Werten und Wissenschaften. Die Kunst ist unersetzlich, weil kein Wissen und keine Werte daneben sind, die sie aufzunehmen vermögen. Wir brauchen die Kunst als höchste Freude, um ein Maximum unserer Begierden zu haben, höchste Leidenschaft, die einzige, deren Befriedigung den Sinn nicht abstumpft, sondern bessert [...]. Wir brauchen eine Stelle, der wir uns hingeben können ohne Opfer, wo alles, was an Be-

geisterung in uns bleibt, dahinfließen kann, weil es stets mächtiger zu uns zurückkehrt.<sup>2</sup>

Nicht zuletzt der suggestive Ton, der eine leidenschaftliche Hingabe an die Gegenstände erkennen läßt, hat Hofmannsthal an Meier-Graefes Texten angezogen. Sie haben erkennbare Spuren in seinem Werk hinterlassen, am augenfälligsten in seinen »Briefen des Zurückgekehrten«,<sup>3</sup> aber auch in Aufzeichnungen und Notizen zur bildenden Kunst.

Als Mitbegründer der exklusiven Zeitschrift »Pan«, in der Hofmannsthal selbst publiziert hatte, war Meier-Graefe ihm bereits ein Begriff, bevor er ihn durch die Vermittlung der »Insel«-Herausgeber Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder auf seiner Paris-Reise im Frühjahr 1900 persönlich kennenlernte.<sup>4</sup> Meier-Graefe hatte dort die Kunsthandlung »La Maison Moderne« gegründet und war darüber hinaus unermüdlich im Dienste der modernen Kunst publizistisch tätig. Rudolf Alexander Schröder hat die kulturelle Aufbruchsstimmung dieser jungen, kosmopolitisch orientierten Intellektuellen in seinen Erinnerungen festgehalten:

Die ersten Hefte der »Insel« waren erschienen und unsre respektvolle Aufforderung zur Mitarbeit [an Hofmannsthal. U. R.] schon einer zusagenden Antwort gewürdigt [...].

Er war auf der Durchreise nach Paris, wo er unter anderm den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Maurice Maeterlinck besuchen wollte und wohin ich ihm die Adresse Meier-Graefes und seiner dort vor kurzem eröffneten *maison moderne* mitgeben konnte, die hernach die Pariser durch ein paar Jahre mit französischen Abwandlungen des frühen Van-de-Velde-

<sup>2</sup> Julius Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst. Vergleichende Betrachtung der bildenden Künste, als Beitrag zu einer neuen Ästhetik. 3 Bde. Stuttgart 1904; hier Bd. 1, S. VI.

<sup>3</sup> Vgl. Carlpeter Braegger: »...ihre Bierhäuser... ihre Hermannsdenkmäler...«. Hugo von Hofmannsthals »Briefe des Zurückgekehrten« und »Der junge Menzel« von Julius Meier-Graefe. In: NZZ 15./16.3.1980; Ursula Renner: »Das Erlebnis des Schens« – Zu Hofmannsthals produktiver Rezeption bildender Kunst. In: Hugo von Hofmannsthal. Freundschaften und Begegnungen mit deutschen Zeitgenossen. Hg. von Ursula Renner und G. Bärbel Schmid. Würzburg 1991, S. 285–305; und dies.: »...aus einem fürchterlichen Zweifel an der Welt herausgeboren«. Hugo von Hofmannsthal über Vincent van Gogh. In: NZZ 27.7.1990, S. 28.

<sup>4</sup> Die von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder herausgegebene Zeitschrift »Die Insel« erschien seit Oktober 1899.

Stils versorgte. Es war ja damals die Zeit, in der der von England ausgegangene Anstoß kunstgewerblicher Erneuerung sich des Festlandes zu bemächtigen begann. In Deutschland stand die Darmstädter Kolonie, in Wien der Kreis der Wiener Werkstätten kurz vor dem Zusammenschluß. Die Heymelsche ›Inselwohnung‹ in der Leopoldstraße, in deren gewollt schmucklosen Räumen ein an englischen und klassizistischen Mustern herangebildeter Gegensatz zu den ordinären Wursteleien des sogenannten Jugendstils sich aussprach, hatte die Aufmerksamkeit der beteiligten Kreise auf sich gezogen; und so waren es auch zunächst Gegenstände dieses nahe liegenden Gebietes, die uns bei unserm ersten Zusammensein unter vier Augen beschäftigten. Ich erinnere mich, daß wir schon damals uns darüber einig waren, alle Bemühungen um eine neue, der lebendigen Gegenwart gemäße Schmückung unsrer Innenräume müßten letzten Endes nichtig sein und bleiben, solange diese sich nicht auf eine entsprechende, die gesamte Formensprache der Zeit erneuernde Architektur zu beziehen vermöge, und daß im Verfolg dieses Gespräches wir der Architektur als dem vielleicht bedeutsamsten, sogar, wenn man wolle, allgemeingültigsten Ausdruck des künstlerischen, ja des sittlichen Weltbildes und Weltbekenntnisses [...] einen sehr hohen, vielleicht den höchsten Rang innerhalb der Künste glaubten zuerkennen zu müssen.<sup>5</sup>

Meier-Graefes Ambiente in Paris schildern Schröders Erinnerungen an seinen ersten Besuch dort im Jahre 1898:

Ich fand ihn, der eben damals den Versuch unternahm, nach Art der freilich von ihm nicht sonderlich verehrten Engländer seine Kunsttheorien in kunstgewerbliche Praxis umzusetzen, in seiner kleinen, von van de Velde eingerichteten Wohnung nahe dem Arc de Triomphe, umgeben von seltsam verschnörkelten Gebrauchsgegenständen, Teppichen und Beleuchtungskörpern und Bildern von Seurat und van Gogh, die mir vorläufig nichts zu sagen hatten. [...]

In dem Besitzer dieser Wohnung, deren täglicher Gast ich zwei Jahre später werden sollte und dem diese ganze mich zunächst mit fassungsloser Verblüffung schlagende Kunstwelt ein längst Vertrautes war, fand ich einen Menschen, der über viele wichtige Fragen völlig anderer Meinung sein mochte als ich, zu dem ich aber in dem wichtigsten Punkte, dem ritterlicher Mannhaftigkeit und unbedingten Lebensernstes, von vornherein ein wesentlich festeres Vertrauen fassen konnte als zu unserm in Deutschland zu-

<sup>5</sup> Rudolf Alexander Schröder: *Erster und letzter Besuch in Rodaun (1929)*. In: Ders.: *Die Aufsätze und Reden*. Bd. 1: *Vorbilder und Weggenossen*. Berlin 1939, S. 291–313, 291f.

rückgelassenen Mitarbeiter.<sup>6</sup> Im Gärtchen eines sehr bescheidenen Landhäuschens zu Ville d'Avray [...] bekannten wir uns dann gegenseitig unsre damals noch leisen Zweifel an der Unfehlbarkeit einiger damaliger Kunstpäpste und schlossen eine Freundschaft, der ich Unendliches verdanke und die dann später trotz aller Verschiedenheit unsrer Bestrebungen und Temperamente in Berlin zu Jahren gemeinsamen Haushaltens und Arbeitens geführt hat. –

Damals gingen unsre Besprechungen in der Hauptsache um die ›Inselmappe‹, von der ›wegen Mangel an Beteiligung‹ leider nur ein Jahrgang erschienen ist. Meier-Graefes Hilfe war hier, wie in manchem andern Punkt, unschätzbar, er hat uns zu den schönsten Blättern, dem herrlichen Rodin, der Reproduktion nach der damals in seinem, später in Heymels Besitz befindlichen Skizze von Manet, der schönen Radierung von James Ensor und anderem verholfen [...].<sup>7</sup>

Hofmannsthal hatte sich schon in seinen frühen Ausstellungsbesprechungen mit der zeitgenössischen Kunst auseinandergesetzt und für eine übernationale ›moderne‹ Kultur plädiert. Bei seinem Aufenthalt in Paris im Frühjahr 1900 konnte er nun die avantgardistische französische Kunst vor Ort besichtigen, welche in der Person Meier-Graefes einen engagierten und einflußreichen Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich gefunden hatte. »Den gestrigen abend hab ich mit einem sehr intelligenten Deutschen verbracht, Herrn Meyer Gräfe, der hier ein schönes Geschäft von new style-Möbeln und Kunstgegenständen besitzt«, schreibt er den Eltern am 23. März 1900.<sup>8</sup> Die Begeisterung des Fünfundzwanzigjährigen artikuliert sich noch deutlicher in einem ausführlichen Brief an Hermann Bahr vom nächsten

<sup>6</sup> Otto Julius Bierbaum.

<sup>7</sup> Rudolf Alexander Schröder: *Aus den Anfängen des Inselverlages*. In: Ders.: *Die Aufsätze und Reden*. Bd. 2: *Werke und Wirkungen*. Berlin 1939, S. 433–461, 438f. – Auguste Rodin: o.T. (Reiter), *Farblithographie* (1. Lieferung der Insel-Mappe); James Ensor: o.T. (Le Verger), 1886; *Radierung* (4. Lieferung, Ende September 1900). Vgl. Gerhart Söhn: *Handbuch der Original-Graphik*. Bd. III. Düsseldorf 1991, S. 54 und 62. Söhn kann das Bild von Manet lediglich als »Faksimile eines Aquarells« angeben (S. 55). Der Katalog der Sammlung Heymel (Alfred Walter Heymel 1878–1914. *Geschichte einer Sammlung*. Hg. von Wolfgang Werner und Sabine Helms. Bremen/München o. J.) nennt bei seiner Rekonstruktion der »Leihausstellung von Gemälden, Zeichnungen und Bildwerken aus bremischen Privatbesitz« unter Nr. 192 Manets Gouache »Frau auf dem Sofa« (Maitresse de Baudelaire, Jeanne Duval) von 1862 (16,7 x 23,8 cm), die in Betracht kommen könnte.

<sup>8</sup> Zitiert nach dem Original; vgl. auch B II 21.

Tag – ein beredtes Zeugnis für die vielfältigen Impulse, die von der französischen Metropole auf den jungen Österreicher ausgingen:

ich möchte Ihnen gern ein nicht gar zu unvollständiges Bild meines hiesigen Lebens geben; das geht aber nach so vielen Seiten ins Breitere, dass ich mich schon bemühen muss, nicht die Übersicht zu verlieren. Mir kommt vor, ich habe hier in 6 Wochen mehr erfahren, gelernt und gedacht, als sonst in einem Jahr vielleicht. In München, wo ich 2 Tage war, hatte ich die Gelegenheit, die beiden jungen Eigenthümer der ›Insel‹ kennenzulernen, sowie zu einem längeren Gespräch mit Peter Behrens von der Darmstädter Künstlerkolonie. Die beiden Gruppen sind nicht ohne Beziehung zueinander: die ›Insel‹ soll den ›Pan‹ übernehmen und das Centralorgan für die Bestrebungen werden, deren Centralstelle Darmstadt werden will. Andererseits soll mit einer ganz neuartigen, eine Epoche bezeichnenden Ausstellung in Darmstadt 1901 auch ein ganz neuartiges Theater verknüpft werden, wo Bierbaum an der Leitung theilnehmen und wofür ich auch eine ausschliessliche Arbeit liefern soll.

Hier war durch Hans und den jüngeren Franckenstein<sup>9</sup> sehr schnell die Verbindung einerseits mit der sogenannten grossen Welt, andererseits mit einem gewissen Künstlerkreis hergestellt, der aus den nächsten persönlichen und geistigen Angehörigen gewisser sehr grosser jüngstverstorbenen Meister hauptsächlich besteht: die nahen Freunde von Manet, die Nächsten von Mallarmé. Das ist eine sehr hochgestimmte Atmosphäre, die das Grösste und Ernsthafteste an Produktion kennt und mit keinem *cénacle* zu tun hat. Jüngere französische Dichter in der Art Henri Régniers zu sehen, fühlte ich kein Bedürfnis. Anatole France kommt man als Fremder nicht recht nahe; in seinem Empfangszimmer wird hauptsächlich politisiert, und es ist recht interessant, dieses Element einmal nicht aus Zeitungen sondern direkt kennen zu lernen.

Zu Rodin stellt sich schnell eine angenehme, wenn auch einseitige Beziehung her: man freut sich, ihn unter den ungeheueren Gebilden und Halbgebilden herumgehen zu sehen; er spricht mit grosser Freundlichkeit, einem allgemeinen etwas unaufmerksamen Wohlwollen und berührt dabei unaufhörlich mit fühlenden Händen die Statuen. Den morgigen Nachmittag bringe ich bei ihm in Meudon zu. Dabei begleitet mich Herr Hermann Helferich, ein Mensch der bei häufigerem Verkehr nach verschiedenen Seiten immer problematischer wird, aber nicht ohne Anziehendes.<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Der Maler und spätere Schwager Hofmannsthals, Hans Schlesinger, und der Jugendfreund Georg von Franckenstein, der die diplomatische Laufbahn eingeschlagen hatte.

<sup>10</sup> Hermann Helferich, Pseudonym von Emil Heilbut (1861–1921), war sowohl als Maler wie als Kunstschriftsteller tätig, von 1902 bis 1906 Redakteur der Zeitschrift »Kunst

Das erfreulichste, freieste Verhältnis fand ich unglaublich schnell zu Maeterlinck. [...]

Das Interesse an den bildenden Künsten geht dabei nicht verloren.<sup>11</sup>

Im Louvre bin ich, Sie können denken wie oft. Im Hôtel Drouot lerne ich die Preise eines Degas und die Preise eines Tiffany-glasses neben denen eines übertragenen Ballkleides kennen.

Bei den Kunsthändlern und den Privaten werden mir die noch nicht sehr bekannten Maler geläufig; *Cézanne*, Gauguin, Toulouse-Lautrec, van Gogh.

Den Stand des Kunstgewerbes zu übersehen, ist hier gar nicht leicht. Immerhin habe ich da auch einiges Konkretes gefunden, woran ich mich zur Orientierung halten kann.

26ten weitergeschrieben

Die Arbeiten des sog. ›neuen Stils‹ haben hier eine sehr starke Concurrenz in dem ausgezeichneten, ganz completen Ameublement der früheren Stile: Louis XIV, XV, XVI, Empire, deren Producte massenhaft erhalten sind und massenhaft copiert werden. Von einem solchen vorstürzenden Eindringen der neuen Producte wie bei uns in einen eigentlich leeren Raum ist hier keine Rede. Van de Velde z. B. wird so ziemlich allgemein abgelehnt, anderes erobert sich terrain besonders als ›englischer Stil‹, für Landhäuser zunächst. Das grosse Haus ›Art nouveau‹ von Bing scheint mehr in routinemässiger, nicht sehr liebevoller Weise zu arbeiten. Viel besser gefällt mit ein neueres Unternehmen ›Maison moderne‹, dessen Leiter Herr Meier Gräfe ist. Dieser Herr Meier Gräfe, dessen Name uns – ohne uns sehr zu interessieren – seit langem geläufig ist, gefällt mir von Mal zu Mal besser. Er ist ein sehr persönlicher, sehr elastischer, sehr freundlicher Mensch und scheint eine glückliche Mischung von Amateur und Kaufmann. Er redet über ein Waschgeschirr ebenso vernünftig wie über einen Gobelin. Er ist gar nicht blind für die Schwächen, die manchmal fühlbaren Rohheiten und Leerheiten in den Versuchen von unseren deutschen Leuten. Er schätzt das Französische und Belgische, ohne das manierierte Englische – Morris etc.

und Künstler«. Er hatte sich in den frühen neunziger Jahren mit seinen Feuilletons in der »Freien Bühne/Neuen Deutschen Rundschau« für die moderne Kunst eingesetzt und eine vielbeachtete »Studie über den Naturalismus und Max Liebermann« verfasst (in: Die Kunst für Alle 2, 1887, S. 209–14; 225–229 und Die Kunst für Alle 12, 1896/97, S. 225–229). Den Eltern schreibt Hofmannsthal aus Paris Ende Februar 1900: »Gestern abend hat mich der hier lebende sehr geistreiche deutsche Schriftsteller (er schreibt aber fast gar nichts) Hermann Helferich [...] zum Essen eingeladen.« (B II 15)

<sup>11</sup> An die Eltern heisst es am 4.3.1900: »ich war [gestern. U. R.] in der Früh mit Hans die Privatsammlung von Durand-Ruel anschauen, die sehr schöne Manet und Degas enthält [...], dann ziemlich lange, fast 2 Stunden bei Maeterlinck, der in unserer Nachbarschaft wohnt und sehr nett ist, auch lebhaft daran denkt, die ›Frau im Fenster‹ zu übersetzen.« (B II 16)

– zu überschätzen. Er verwendet viele Leute und jeden geschickt: er lässt einen schönen Teppich durch Brangwyn machen, einen schönen Seidenvorhang durch Rysselberghe.<sup>12</sup> Er montiert eine kleine Fayence-Fabrik in Holland, eine kleine Fabrik farbiger Spitzen in der Normandie. Er giebt ein Album farbiger Lithographien heraus, 20 Blätter ganz moderner, die allenfalls die Wände eines kleinen Hauses ganz möblieren würden. Er ist der Vertreter der Darmstädter natürlich und einiger anderer guter Künstler ausschliesslich. – Ich interessiere mich für eine solche Thätigkeit und suche sie einigermassen mit Wien in Verbindung zu bringen. Ich habe ihm von der Gründung einer Wiener Filiale gesprochen, und er ist mir sehr lebhaft, sehr energisch entgegengekommen. Ich sehe da grosse mögliche Vortheile. Eine solche Warenniederlage in ihrer Vollständigkeit würde das Wiener Publicum und die Wiener Geschäftsleute gleich stark frappieren. Man fände nicht, wie bei Förster oder sonst, zufällig etwas modernes, man fände alles: ein schönes Trinkglas, eine schöne Thürklinke, eine schöne Kachel fürs Badezimmer.<sup>13</sup>

Die Wiener Filiale würde sich durch Wiener Erzeugnisse, mit Zurückhaltung aufgenommen, individualisieren. Das Pariser Haus würde gewisse Wiener Waren, besonders in Leder, in Massen erwerben, würde in Paris Leuten wie Gurschner, Zelegny einen Markt allmählich schaffen. Herr Meier Gräfe ist auf ganz Konkretes eingegangen: es müsste ein junger Mann gefunden werden, womöglich ohne Vorbildung und womöglich ein »jemand«, womöglich glaub ich auch ein Christ, der sich entschliesse das Geschäft, etwa 3 Zimmer in einem ersten Stock, aufzuschlagen. Meier-Gräfe nimmt jeden jungen Mann, den ich und Sie ihm empfehlen könnten. Dieser müsste in die Lage gebracht werden, etwa um 30 000 Francs Waren baar anzukaufen, um eine gleiche Summe würde ihm M. G. Waren in Kommission geben. Natürlich ist der betreffende alleiniger Vertreter aller monopolisierter Artikel für Oesterreich. Irre ich mich oder könnte man nicht da einem Menschen zu einer Existenz und unserem Kunstgewerbe zu einem Unterricht, zugleich dem Publicum zu einer ungeahnten Bereicherung ihrer äusseren Existenz verhelfen?

<sup>12</sup> Frank Brangwyn und Theo van Rysselberghe steuerten auch Lithographien zur »Germinal«-Mappe mit 20 Originalgraphiken bei, die Meier-Graefe zur Eröffnung der Maison Moderne 1899 herausbrachte. Vgl. Kenworth Moffett: Meier-Graefe as art critic. München 1973 (Studien zur Kunst des 19. Jahrhunderts. Bd. 19), S. 161. In der Inselmappe vom Mai 1900 war Brangwyn mit der Lithographie »Frauenbildnis in arkadischer Landschaft« vertreten (vgl. Sohn: Handbuch, S. 56).

<sup>13</sup> Eine Filiale der »Maison Moderne« kam in Budapest, nicht aber in Wien zustande.

Denn ich sehe jetzt erst, wie arm und unraffiniert alles ist, was man sich in Wien überhaupt verschaffen kann.<sup>14</sup>

Hofmannsthals Brief zeigt, wie aufgeschlossen er für jene kulturellen Reformbewegungen war, die, angestoßen durch das englische Arts-and-Craft-Movement aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, die gesamte Lebenswelt künstlerisch zu verändern suchten.

In dieser Tendenz berührten sich die kulturellen Interessen Meier-Graefes mit denen Hofmannsthals. Der gemeinsame Freundes- und Bekanntenkreis bot dem Dichter darüber hinaus ein offenes, anregendes Sozialmilieu, das, gerade auch in seiner immer eine gewisse Distanz wahrenen Form, seine eigene Kreativität förderte. Schon in Paris sprach er von jener Atmosphäre der »Sammlung und innere[n] Freiheit«, die ihn »sehr glücklich« mache: »Diese große Stadt mit ihren vielfachen Existenzen, die man mehr ahnt als kennen lernt, wirkt gleichzeitig sehr anregend und gar nicht zerstreud.« (B II 20) So erlebt ihn auch Alfred Walter Heymel: »Gestern abend war ich mit v. Hoffmannsthal zusammen. 25 Jahr. Ganz Dichter. lebhaft voll von Plänen. Ein Ballet. Ferner eine Dichtung für den Vortrag bestimmt. Leda mit dem Schwan u.a.m. Ich denke ihn ganz an die Insel zu fesseln, was er sehr wünscht. etwa als Vertreter für Österreich wie Meiergräfe für Paris. Wir bekämen alleiniges Recht der Veröffentlichung seiner herrlichen Verse.«<sup>15</sup>

Welche Rolle für Hofmannsthal die moderne französische Kunst spielte, die ihm nicht zuletzt durch Meier-Graefe nahegebracht wurde, zeigt ein Brief an Maximilian Harden, geschrieben noch unter dem Eindruck der zweiten Paris-Reise von 1905: »Die gegenwärtige Malerei, ich meine damit die französische Malerei von Manet bis Maurice Denis und van Gogh, ist für mich eines der Dinge, die mir das Leben überhaupt verschönen. Diese Leidenschaft ist es, die mich mit Harry Kessler so sehr verbindet, aber auch mit anderen mir persönlich weniger nahestehenden Menschen, wie mit Heilbut, mit Meier-Gräfe.«<sup>16</sup>

<sup>14</sup> Zitiert nach dem Original des Briefes in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien, Theatersammlung A 25841 BaM, s.a. B I 299–303.

<sup>15</sup> 30.3.1900; BW Heymel I 23; die eigenwillige Orthographie und Interpunktion im Original.

<sup>16</sup> 1.6.1905; Bundesarchiv Koblenz.

Der Brief signalisiert neben Übereinstimmung auch jenes Moment der Distanzierung, das zu dieser Freundschaftsgeschichte – wie zu vielen anderen Hofmannsthals – mit dazugehört. Jedenfalls sah sich Rudolf Alexander Schröder im September 1913, als Hofmannsthal sich von Meier-Graefe zurückgezogen zu haben schien, aufgerufen, dieser schweren Freundschaftskrise eine tröstende metaphysische Perspektive abzugewinnen: »Sympathie und Antipathie zwischen Menschen ist etwas sehr Schönes; aber es gibt ein ›Pathos‹, eine ›Sympathie‹ durch die sich Götter & Dämonen in uns miteinander verständigen.«<sup>17</sup> (Er wußte, wovon er sprach.)<sup>18</sup>

Insgesamt dominieren Bewunderung und Anerkennung, was, um nur ein Beispiel aus den Notizen zu nennen, etwa an Hofmannsthals Vorhaben ablesbar ist, Meier-Graefe eine Rolle in seiner Vorrede für Ludwig von Hofmanns »Tänze«-Mappe von 1905 zu geben (RA I 575f.). Das ursprünglich dafür vorgesehene ›imaginäre Gespräch‹ über Hofmanns Lithographien sollte zwischen einer Schauspielerin oder Tänzerin, einem Dichter und »M.G.«, einem Kunstkritiker, geführt werden, der unschwer als Meier-Graefe zu entschlüsseln ist (vgl. SW XXXI 92 und 358). Später wurde Hofmannsthal eines der zehn Aufsichtsratsmitglieder des »Vereins der Freunde der Marées-Gesellschaft«, die Meier-Graefe gegründet hatte.

Die hier erstmals publizierte Korrespondenz,<sup>19</sup> von der Hofmannsthals Anteil lange als weitgehend verloren galt, gibt, trotz ihrer Lücken, einen lebendigen Eindruck davon, was die Briefpartner bei allen

<sup>17</sup> Abschrift, Freies Deutsches Hochstift Frankfurt a.M. Zit. nach Richard Exner: »Dieses ganze Netz von Freundschaften«: Das große Beispiel Rudolf Alexander Schröder. In: Hugo von Hofmannsthal (Anm. 3), S. 78.

<sup>18</sup> Vgl. Anm. 4 im folgenden Briefwechsel.

<sup>19</sup> Die Originale befinden sich im Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt a.M. (Schenkung der Stiftung Volkswagenwerk), im Deutschen Literaturarchiv in Marbach/N. und in Privatbesitz. Die freundliche Genehmigung zum Abdruck der Briefe Hofmannsthals gab Dr. Rudolf Hirsch als Vertreter der Erben. Ihm, der noch bis wenige Tage vor seinem Tode auch diese Edition mit seinem Rat begleitet hat, sei dankbar gedacht für Jahre unschätzbare Hilfe und Zugewandtheit. Danken möchte ich auch dem Deutschen Literaturarchiv, den Erben Rudolf Borchardts sowie den privaten Besitzern für ihre Druckerlaubnis. Dr. Jochen Meyer hat sich in ungewöhnlicher Weise um das Aufspüren verschollener Briefe bemüht, Dr. Renate Moering, Frankfurt, Dr. Catherine Kraemer, Paris, und Gerhard Schuster, Weimar, haben freundlicherweise die Transkriptionen der Briefe gegengelesen und zahlreiche Hinweise beigezeichnet, wofür ich allen herzlich verbunden bin.

erkennbaren individuellen Unterschieden miteinander verband: ihr vitales Interesse an bildender Kunst und Literatur, an bibliophilen Drucken, an der kulturpolitischen Aufgabe einer ästhetischen Sensibilisierung und nicht zuletzt ihr wechselseitiger Respekt vor den Arbeiten des anderen. Während Meier-Graefe in Hofmannsthal den Dichter bewunderte, was Einwände nicht ausschloß, waren es für Hofmannsthal Meier-Graefes unphiliströser Sachverstand, die Ausdruckskraft und Anschaulichkeit seiner Texte, seine Strukturen freilegende ›Kultur des Auges‹, die ihm Impulse gaben. So schreibt er im August 1923 an Ottonie von Degenfeld: »Auf dem Tisch liegt einiges weiße und einiges beschriebene Papier. Das beschriebene enthält den fünften Act vom ›Turm‹, aber um Gotteswillen nicht wirklich den Text, sondern wieder so eine ›Schicht‹ (siehe Beschreibung von Delacroix' Malweise bei Meier-Graefe) – aber hoffentlich doch schon so ziemlich die vorletzte, die man schon beinahe den ›Text‹ nennen könnte.« (BW Degenfeld 459) Hofmannsthal bezieht sich hier auf jene Sequenz bei Meier-Graefe, in der Delacroix' moderne künstlerische Technik als eine Art umgekehrtes Palimpsest beschrieben wird, ein Verfahren, in dem Hofmannsthal seinen eigenen Schreibprozeß wiedererkennt:

Die Struktur der Bilder wird mit den Jahren immer reicher. Er sagte einmal zu Baudelaire, als sie über Technik sprachen: »Ein gutes Bild, das dem Traum, der es geboren hat, treu ist und ihm gleichkommt, muß wie eine Welt geschaffen sein. Wie die Schöpfung, die wir vor Augen haben, das Resultat vieler Schöpfungen ist [...], so besteht ein harmonisch vollendetes Bild aus einer Reihe von übereinandergelegten Bildern, und jede neue Lage gibt dem Traum größere Realität [...].« Es ist das Bekenntnis eines alten Meisters. Delacroix hat in der Tat meistens mit Tempera untermalt und dann mit mehreren Ölschichten gedeckt. Sein Ideal war, die Tempera mit der Öltechnik zu kombinieren. [...] Der feine Haarpinsel, mit dem er seine Bilder vollendete, wurde ihm zur Feder. Er schrieb damit. Aber noch energischer wies er das isolierte Ausführen des Bildes zurück, das in der Davidschule üblich war. Jede Bildschicht ging über das Ganze und stellte einen in sich abgeschlossenen Zustand dar, der sich wiederum nur im Ganzen verändern ließ. [...] Ich glaube nicht, daß Delacroix jede Wirkung seiner Farbschichten wie ein alter Meister vorausbestimmte [...], er rechnete instinktmäßig damit und gewöhnte sich immer mehr daran, so dünn wie möglich zu malen. Daher die wunderbare Durchsichtigkeit [...] und gleich-

zeitig die Dichtigkeit des Gewebes. »La peinture de Delacroix est comme la nature«, schrieb Baudelaire [...] »elle a horreur du vide.«<sup>20</sup>

Meier-Graefes Schilderung der Arbeitsweise Delacroix', sein Interesse am »work in progress« als einer sich unter ihren diversen Schichtungen immer wieder verändernden Gestalt – hier erkannte Hofmannsthal Eigenes. Meier-Graefes Aufmerksamkeit für den künstlerischen Schaffenprozeß, in auffälligem Kontrast zur damals üblichen kunstgeschichtlichen Beschreibungsliteratur, ist unverkennbar durch die Autorität des Gründungsvaters der ästhetischen Moderne, Charles Baudelaire, geprägt. Auch in Hofmannsthals »Briefen des Zurückgekehrten« ist der Bezug zu Baudelaire unübersehbar. Wir haben es auch dort mit einer Form der (intertextuellen) »Schichtung« zu tun, die ihm zur selben Zeit, anregend wie bestätigend, in Meier-Graefes »Entwicklungsgeschichte« und seinem Impressionismus-Band begegnete, ein Verfahren, für das die avantgardistische bildende Kunst des 19. Jahrhunderts die Augen geöffnet hatte.

Öffentlich bezog Hofmannsthal Position für Meier-Graefe, als er seine »Delacroix«-Monographie einer breiten Leserschaft empfahl:

Es ist in jedem Betracht eine außerordentliche Darstellung: sie bleibt durchaus bei ihrem Thema und umfaßt doch eigentlich das ganze Gebiet der Malerei, ja implicite das der Künste überhaupt, und was sie berührt, berührt sie im Lebenspunkt. Aus einer wahrhaft produktiven Natur, ja aus produktiver Leidenschaft hervorgegangen, wirkt sie auf das Innerste des Lesers, mit einer wunderbaren Doppelkraft zugleich befeuernd und zügelnd. Daß die ästhetische Belehrung ein Ingrediens der höchsten Bildung für die Elite einer Nation sein kann, und gerade der kraftvollsten Nation, ist bewiesen durch die Bedeutung, die ein Individuum wie Ruskin für die Engländer hatte. In Deutschland wüßte ich nicht, wer mehr dafür getan hätte als Meier-Graefe, aus dem Ästhetischen ein wahres neues Schwungrad für das gesamte geistige Leben zu schaffen. Innerhalb einer Welt, wo sehr vieles politisch Gemeinte eben nur »geschrieben« oder »geredet« ist, sind seine Bücher als wahrhaft politische zu erkennen und in einem sehr hohen Sinn: als solche, die in ihrer Wirksamkeit das Leben der Nation allmählich durchdringen und in gewissen Punkten es verändern werden. (RA II 508)

<sup>20</sup> Julius Meier-Graefe: Eugène Delacroix. München 1989, S. 110f. Vgl. dazu auch SW XVI,1 166.

Beiden Briefpartnern, Meier-Graefe starb 1935, sechs Jahre nach Hofmannsthal, blieb es erspart, durch die politische Realität in ihrem ästhetisch-aufklärerischen Ethos/Eros desillusioniert zu werden und statt ihrer elitären Vorstellung von einer »unantastbaren Aristokratie des Geistes«<sup>21</sup> eine unangetastete Diktatur der Banalität um sich greifen zu sehen.

<sup>21</sup> Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte. Bd. 1, S. VI.



[gedr. Briefkopf]

Berlin W. Neue Winterfeldstr. 49.

23. VIII. 05

Lieber Herr v. Hofmannsthal

Ich komme heute von einer vierzehntägigen Fahrt zurück und finde Ihre Shakespeare-Rede<sup>1</sup> – neben sehr viel weniger erquicklichen Dingen. Es ist mir gerade wie ein feierlicher Glockenton in meiner klappernden Werkstatt. Ich habe mich gleich in dem angenehmen Ankunftsstand nach 12 Stunden in einem miserablen deutschen Schlafwagen – selbst das ist schlecht bei uns – hingesetzt und habe das Ganze nochmal gelesen. Die schönste II. Hälfte kannte ich schon aus der Zukunft.<sup>2</sup> Und nun ist es mir sehr merkwürdig gegangen. Die fremde Feierlichkeit wurde mir auf einmal sehr vertraut. Ich finde in der Rede nur Anschauung, der ich mich gern verwandt nennen möchte, wenn das dem Handwerker erlaubt ist. So möchte ich wohl auch über Shakespeare schreiben, wenn ich es könnte, und schreibe jeder so – wenn auch weniger klangvoll – über jede Sache, so ganz auf den Zusammenklang hin, auf Atmosphäre, und das sollte eigentlich jeder können, so kämen wir weiter.

Mögen die alten Herren Gesichter geschnitten haben! Ich sprach Erich Schmidt vorher, er war fast rührend in seiner objektiven, burschikosen Freude auf das zu Hörende.<sup>3</sup>

Also vielen Dank! bitte wenn Sie mal herkommen, gehen Sie nicht an unserem Hause vorüber. Vom ersten Oktober an wohnen wir mit

Schröder zusammen Genthinerstr 13 in dem Hause der Frau Begas, die Sie ja kennen.<sup>4</sup> Wir müssen noch ein Jahr hierbleiben.

Meine Frau ist in Finnland, sonst würde sie sich Ihrer Gattin empfehlen lassen. Richten Sie ihr bitte meine ergebensten Versicherungen aus

Herzlichen Gruß

Ihr Meier-Graefe

Ich schicke den Brief durch S. Fischer. Er erreicht Sie hoffentlich.

<sup>4</sup> Julius Meier-Graefe und seine Frau Anna, genannt Rieke, führten mit Rudolf Alexander Schröder ab Oktober 1905 drei Jahre lang in Berlin einen gemeinsamen Haushalt in der Genthinerstraße 13. Die Wohngemeinschaft löste sich nach einem Disput über Gedichte Dehmels, der in einem »fürchterlichen Krach« endete, auf. Vgl. Hofmannsthals Brief an Harry Graf Kessler: »Gleiche Post mit deinem schönen Brief kam ein Brief von Rudi [Schröder]. So viele Sätze soviele Dynamitbomben. [...] Er schreibt nur an mich, um zu explodieren. Mit dir ist er *fast* fertig. (fürs Leben fertig!!) Mit – Meyer Graefe und Reinhardt ist er für immer fertig. [...] Meyer Graefe hat ihn »angepöbelt« und du hast ihm in der Homersache etwas *Furchtbares* angethan [...] Ein wunderliches Geschöpf! und ist nun bald 30 Jahre alt! und bemalt die Nachttischchen alter Senatorsfrauen mit Rosen!« (4. 2. 1908; BW Kessler 174). Der Konflikt wurde allerdings alsbald bereinigt (vgl. dazu Schröders ausführliche Schilderung in seinem Vortrag vom 26. September 1953 »Berlin einst und jetzt«, sowie Rudolf Borchardt – Alfred Walter Heymel – Rudolf Alexander Schröder. Ausst.kat. Marbach. Bearb. von Reinhardt Tgahrt und Werner Volke. Marbach 1978 [Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseums. Bd. 29], S. 230). Schröders Beitrag zu Meier-Graefes 60. Geburtstag erinnert nur die guten Zeiten: »Ich kann noch heute nicht an dem Torbogen in der Genthinerstrasse vorbeigehen, hinter dem sich der niedliche Rundplatz mit seinen kleinstädtischen Villen und Vorgärten öffnet, ohne daß ich mich versucht fühle, hineinzugehen und nachzuschauen, ob Du nicht doch in Zigarettendampf gehüllt [...] noch vor den Korrekturen des Maréesbuches sitzt, und ob nicht nebenan auf meinem Schreibtisch das noch immer nicht beendete Manuskript der Homerübersetzung zu Weiterarbeit einlade. Gern nähme ich wieder die musikalischen Orgien in Kauf, die unsere gute Hauswirtin, die selige [Luise von] Begas[-Parmentier], von Zeit zu Zeit über unseren Häuptern veranstaltete, gern würde ich in ihren Prunkgemächern droben wieder die dicke Ossip Schubin oder Isadora Duncans blaustrümpfige, damals noch soi-disant jungfräuliche Reize oder Alfred Kerrs noch ungeminderte Lockenpracht im Kreise der übrigen Notabilitäten bestaunen, gern auch mich mit Rieke je nach Gelegenheit über die Wochenrechnung oder die Bedeutung Hofmannsthals auseinandersetzen, nicht zu gedenken unserer beider endloser Dispute über Flaubert und Dostojewski [...]«. Rudolf Alexander Schröder. In: Julius Meier-Graefe. Widmungen zu seinem sechzigsten Geburtstage. 1927, S. 96–105, 102.

<sup>1</sup> Shakespeares Könige und große Herren. Festvortrag, gehalten auf der Generalversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft am 29. April 1905 in Weimar. Erstdruck in: Jb. der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft 41, Berlin 1905, S. 10–27 (GW RA I 33-53).

<sup>2</sup> Teildrucke der Shakespeare-Rede erschienen in der Wiener »Zeit«, Morgenblatt, am 29.4.1905, S. 1–3, und in der »Zukunft«, Berlin, am 29.4.1905, S. 161–169. Die unter dem Titel »Skizze zu einem Shakespearevortrag« abgedruckte zweite Hälfte beginnt mit dem Satz »Da ich ankündigen ließ...«. (GW RA I 42).

<sup>3</sup> Der Literaturhistoriker Erich Schmidt (1853–1913) lebte und lehrte, nach Stationen in Straßburg, Wien und, als Direktor des Goethe-Archivs, in Weimar, seit 1887 in Berlin, wohin er als Nachfolger seines Lehrers Wilhelm Scherer berufen worden war. Seltenes Forscher Glück hatte er mit seiner Entdeckung des »Urfaust« im Januar 1887.

Lieber Herr v. Hofmannsthal

Eben lese ich, welcher schönen Ehre Sie mein Menzelbuch für würdigerachtet haben.<sup>5</sup> Vielen Dank, ich freue mich sehr darüber. Dazu kommt die angenehme Nachricht, Sie hier hören zu können.<sup>6</sup>

Ich bleibe noch so lange hier selbstverständlich. – Falls Sie auch hier im alten gemütlichen Marienbad absteigen wollen, was ich sehr rate, werde ich Ihnen Zimmer besorgen

Bitte legen Sie mich Ihrer Gattin zu Füßen. Sie kommt hoffentlich mit

Ihr herzlich ergebener

J. Meier-Graefe

<sup>5</sup> Hofmannsthal hatte in seiner Antwort auf die Rundfrage nach empfehlenswerten Neuerscheinungen, die die »Neuen Blätter für Literatur und Kunst« (1. Heft, Wien, Dezember 1906, erschienen Ende November) veranstalteten, Meier-Graefes Buch »Der junge Menzel. Ein Problem der Kunstökonomie Deutschlands«, Leipzig 1906, mit folgenden Worten präsentiert: »Schulde ich diesem Verfasser, der immer einer unserer stärksten Köpfe bleibt, anderwärts viel, so verdanke ich ihm hier noch das besondere Vergnügen, mich seiner steten Selbsterziehung zu freuen, ihn reifer, vorsichtiger und staatsmännischer zu finden als in seinen früheren immer bedeutenden und imponierenden Unternehmungen. Das höchst prekäre Problem der deutschen bildenden Kunst ist allmählich ein zentrales, ein allgemein sittliches, ein politisches Problem geworden. Hier ist es an einem Individuum aufgezeigt, und man muß eine etwas bedenkliche Politik treiben, wenn man in diesem Werk eines Verfassers, dem man immer nur Schwungkraft und Scharfsinn zugestehen, manches andere aber absprechen wollte, nicht auch ein höchst maßvolles Bestreben, eine geistvolle Gerechtigkeit anerkennen will.« Brief an den Buchhändler Hugo Heller, in: RA I 374f. – Zur Wirkung des Menzel-Buches auf Hofmannsthal s. Carlpeter Braegger: »...ihre Bierhäuser«. – Menzel wurde durch Hugo von Tschudis große Retrospektive im Todesjahr des Künstlers 1905 in der Nationalgalerie (mit nahezu 7000 Katalognummern) erstmals umfassend einer breiten Öffentlichkeit präsentiert. Dies war wohl auch ein Anlaß für das im Sommer 1905 entstandene Menzel-Buch Meier-Graefes. Vgl. dazu auch den Beitrag von Catherine Kraemer in diesem Band.

<sup>6</sup> Mit dem Vortrag »Der Dichter und diese Zeit« (RA I 54–81), den Hofmannsthal im Dezember 1906 in München, Frankfurt, Göttingen und Berlin, im Januar 1907 in Wien hielt. Zum Entstehungsprozeß s. Hugo von Hofmannsthal: Der Dichter und die Leute. Notizen zu einem Vortrag. Mitgeteilt und kommentiert von Leonhard M. Fiedler. In: HJb 3, 1995, S. 7–18. An den Vater schreibt Hofmannsthal am 3.12.1906 aus Frankfurt: »Abends ist mein Vortrag. Der in München war sehr hübsch und wirkte sehr stark [...] ein kleiner überfüllter Saal mit sehr vielen hübschen und eleganten Frauen, Wredes, Gleichen-Russwurms, d'Almeida's, die Baronin Sterneck, Harry Kessler, Wendelstadt, Meier-Graefe, viele Maler, natürlich Schmuylows u.s.f.« (Freies Deutsches Hochstift Frankfurt a.M.)

Lieber Herr v. Hofmannsthal

That mir auch recht leid, ich versuchte im Hotel Ihnen meine Krankenwärterdienste anzubieten. Vergeblich. Was machen Sie für Geschichten, Schlafmittel!? Was über Tisane von Lindenblüten hinausgeht, ist von Übel. Das hilft mir.<sup>7</sup>

Was Sie über Tschudi gehört haben, ist Unsinn.<sup>8</sup> Seine Stellung ist nie so sicher gewesen, soviel ich weiß wenigstens und ich stehe in ziemlich regem Kontakt mit ihm. Er hat mir soeben noch geschrieben, daß er sehr zufrieden ist. Ich sehe ihn übrigens morgen, komme mit diesem Brief auf 2 Tage – leider nicht bis zum 9. – nach Berlin. Sollte

<sup>7</sup> Zu Hofmannsthals Anspannung vor seinem Vortrag vgl. B II 242–244.

<sup>8</sup> Hugo von Tschudi, von 1900 bis 1909 Direktor der Nationalgalerie in Berlin, befand sich mit seinem Engagement für die moderne französische Kunst in anhaltendem Konflikt mit der offiziellen Kunstpolitik Kaiser Wilhelms II. Schließlich wurde er im Zuge der sogenannten Tschudi-Affäre, die sich am Ankauf von Gemälden der Barbizon-Schule entzündete, seines Amtes enthoben (vgl. Heymels Tagebuchnotiz »Tschudi nimmt ein Jahr Urlaub« in: HJb 1, 1993, S. 68). Tschudi konnte 1909 zwar zurückkehren, nahm aber wenig später die Berufung als Direktor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen an. Vgl. dazu ausführlich Barbara Paul: Hugo von Tschudi und die moderne französische Kunst im Deutschen Kaiserreich. Mainz 1993 (Berliner Schriften zur Kunst. 4), bes. S. 181–276 und jetzt: Manet bis van Gogh. Hugo von Tschudi und der Kampf um die Moderne. Hg. von Johann Georg Prinz von Hohenzollern und Peter-Klaus Schuster. Ausst.kat. München/New York 1996. – Tschudi bewies ein sicheres Gespür für die französische Avantgardekunst, die er, u.a. in Begleitung von Harry Graf Kessler und Max Liebermann, häufig direkt in den Pariser Galerien und aus den Künstler-Ateliers erwarb. Er veranstaltete aber auch bedeutende Ausstellungen, wie etwa die erste umfassende Menzel-Ausstellung von 1905 und die »Ausstellung Deutscher Kunst« aus der Zeit von 1775–1875 (»Jahrhundertausstellung«) in der Königlichen Nationalgalerie in Berlin 1906, die zu einer Neubewertung der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts führte. (Der zweibändige Katalog wurde von Tschudi eingeleitet und enthielt eine »farbenanalytische Beschreibung der Bilder von Julius Meier-Gräfe«). – Hofmannsthal lernte Tschudi, wie aus einem Brief an Christiane Gräfin Thun Salm hervorgeht, im Januar oder Februar 1905 in Berlin kennen, wo er sich anlässlich der Uraufführung seines »Geretteten Venedig« aufhielt (Brief vom 8. Februar 1905; Freies Deutsches Hochstift Frankfurt a.M.). – Zu Tschudi vgl. auch den Nachruf von Julius Meier-Graefe in: In Memoriam Hugo von Tschudi. Die Reden bei der Bestattung in Stuttgart am 27. November 1911. Leipzig, Insel Verlag 1912; und ders.: Deutsches Museum. Dem Andenken Tschudis. In: Neue Rundschau 24, 1913, S. 29–49; sowie Hermann Uhde-Bernays: Hugo von Tschudi (im zehnten Jahr nach seinem Tode). In: Ganymed 3, 1921, S. 170–173. Zur »Jahrhundertausstellung« und zur Rolle Meier-Graefes dabei s. Moffett: Meier-Graefe, S. 82–86.

ich etwas hören, das Sie interessieren könnte, so gebe ich Ihnen Nachricht, aber es ist ausgeschlossen. Tschudi wird sich mit S.[einer] M.[ajestät] nie gut stehen cela va sans dire. Aber er ist intim befreundet mit Schmidt, dem Referenten, der p. gratissima ist.<sup>9</sup> Versäumen Sie übrigens ja nicht, sich die Galerie anzusehen, die deutschen Säle sind bereits zugänglich, die französischen für Sie natürlich auch.<sup>10</sup> Sie werden Augen machen.

Ich bin morgen um 12 bei Tschudi, habe etwa eine Stunde mit ihm zu reden. Wenn Sie um 1 kommen, treffen Sie uns sicher beide und wir zeigen Ihnen dann alles. Nicht später als 1.

Ich denke noch recht an Ihren sehr schönen Vortrag,<sup>11</sup> diese Pausen und was sie ausfüllten, war doch mehr als Kunstpolitik, mein Lieber. Ich habe selten etwas so Distinguiertes in der Geste gesehen und selten – wenn ich ganz ehrlich sein soll – bei Ihnen die Geste so ganz intim im Einklang mit Wort und Handlung gefunden. Ich habe überhaupt nicht für möglich gehalten, sich so auszusprechen, ohne sich à la Dehmel hinzulegen. Und dabei die himmlisch langen Perioden!<sup>12</sup>

Wenn ich nicht so dumm gehetzt wäre – ich muß nach Dresden und Wien und Dienstag wieder hier sein – bliebe ich bis zum neunten

Herzlich

Ihr Meier-Graefe

<sup>9</sup> Der preußische Kunstreferent Friedrich Schmidt(-Ott) spielte als Regierungskommissar in der Museums- und Ausstellungspolitik Berlins eine wichtige Rolle. Er sorgte dafür, daß Meier-Graefe, obwohl er maßgeblichen Anteil an der Vorbereitung der großen Berliner Jahrhundertausstellung von 1906 hatte, kein offizieller Mitarbeiter wurde. Vgl. Barbara Paul: Tschudi, S. 240f., und Schmidt-Otts (freilich gefärbte) Memoiren »Erlebtes und Erstrebtes. 1860–1950«. Wiesbaden 1952, S. 66. – Zu Hofmannsthals Engagement in der Tschudi-Affäre s. Karl Scheffler: Die mageren und die fetten Jahre. Ein Arbeits- und Lebensbericht. 2. durchges. Aufl. München/Leipzig 1948, S. 239f.

<sup>10</sup> Bezieht sich auf die Neuhängung der Nationalgalerie durch Tschudi, der vor allem mit seiner vorbildlichen Präsentation der französischen Impressionisten in Deutschland museumspolitisch Neuland betrat.

<sup>11</sup> In der ersten Dezemberhälfte 1906 war Hofmannsthal auf Vortragsreise (München, Frankfurt, Göttingen, Berlin) mit »Der Dichter und diese Zeit«.

<sup>12</sup> Vgl. das berühmte geflügelte Wort über die »himmlischen Längen« in Schuberts 9. Symphonie in C-Dur (D 944).

[Widmungsexemplar]

Julius Meier-Graefe: *Impressionisten. Guys – Manet – van Gogh – Pissaro – Cézanne. Mit einer Einleitung über den Wert der französischen Kunst und sechzig Abbildungen.* 2. Aufl. Piper: München/Leipzig 1907

Hugo v. Hofmannsthal

mit herzlichem Dank für das schöne Buch – die Prosaschriften<sup>13</sup> –

J. Meier-Graefe

Berlin 5.VI.1907

[Hofmannsthal an Helene von Nostitz; 22.10.1907; BW Nostitz 45]

Meier-Graefe hab ich immer sehr gern. Er weiß wo die Kunst und das Gefühl hingehört im Leben [...] sein neues Buch: die Impressionisten hab ich am Lido gelesen, mit viel Freude.

[gedr. Briefkopf]

Julius Meier-Graefe Berlin W. Genthiner-Strasse 13 Villa J 31. XII 07

Verehrter Herr v. Hofmannsthal

Sie machen mir mit Ihrem liebenswürdigen Vertrauen große Freude. Und auf Ihre Verantwortung, daß ich schreiben darf, wie mir der Schnabel gewachsen ist, will ichs gern thun. Nur nicht sofort und nicht gern in einer Zeitung. Das zweite ist eine Grille, das erste blutiger Zwang. Ich stecke über die Ohren in komplizierten Arbeiten,<sup>14</sup> die mir, selbst wenn ich wollte, nicht die Leichtigkeit der Aussprache erlauben würden. Ich habe auf unsere Weihnachtsfahrt nach Blankenese und Bremen Ihren zweiten Band mitgenommen,<sup>15</sup> bin aber nicht über die beiden ersten schönen Aufsätze<sup>16</sup> hinaus gekommen, weil ich

<sup>13</sup> Der erste und der zweite Band von Hofmannsthals Prosaschriften erschienen 1907.

<sup>14</sup> Meier-Graefe arbeitete an seinem großen Marées-Werk, das 1909 und 1910 in drei Bänden im Piper-Verlag erschien.

<sup>15</sup> Hugo von Hofmannsthal: Die prosaischen Schriften. Bd. 2. Berlin: S. Fischer 1907.

<sup>16</sup> »Tausend und eine Nacht« und »Die Briefe des jungen Goethe«.

nicht 5 Minuten Ruhe hatte. Aber im April, so Gott will, gehen wir auf lange Zeit nach Spanien.<sup>17</sup> Dort werde ich Muße und Gelegenheit finden, und es wird mir eine wirkliche Freude sein, was es ja doch sein muß, wenn irgend etwas dabei herauskommen soll. Marx hat mir übrigens noch nicht geschrieben.<sup>18</sup> Liegt Ihnen sehr viel am Tag und erlaubt es Fischer, dem ich für Spanien verkauft bin, so lasse ich die Grille natürlich fahren.

Im Februar sind wir bestimmt hier<sup>19</sup> und es wäre sehr nett, wenn Sie bei uns einen behaglichen Abend zubringen wollten. Melden Sie sich einfach an. Wir gehen fast nie aus.

Ihre freundliche Nachsicht mit meinen Arbeiten bedrückt mich fast. Ich hoffe, mit der Zeit meine Sachen lesbar zu machen. Das »Fach« ist höllisch im Wege. Jedenfalls machen mir solche Anerkennungen viel Mut. Ach, wieviel mehr gilt, was Sie von der zweifelhaften Existenz schreiben, von unsereinem. Es ist eine viel tollere Fiktion, meine Wirkung, als die Ihre. Sie haben doch wohl hundert oder mehr ernsthafte Leser. Das Neue Jahr bessere es! es bringe Ihnen und Ihrer verehrten Gattin, die wir gern wiedersehen möchten, vieles Gute!

Sehr viel Geld verpufft der Herr Wärndorfer<sup>20</sup> in Wien mit seinem

<sup>17</sup> Vgl. Meier-Graefes Buch »Spanische Reise« (1910). Meier-Graefe reiste mit seiner Frau Anna und in Begleitung von Leo von König und dessen französischer Frau Mathilde vom Frühjahr bis Ende September 1908 durch Spanien und Portugal. Mit Samuel Fischer hatte er Vereinbarungen getroffen, die Reiseerlebnisse in Form eines literarischen Tagebuchs zu publizieren. Vorabdrucke erschienen seit Januar 1909 in der »Neuen Rundschau« unter dem Titel »Aus einem spanischen Tagebuch«.

<sup>18</sup> Paul Marx war Feuilleton-Redakteur des Berliner »Tag«. Hofmannsthal, der selbst verschiedentlich im »Tag« publizierte, so etwa seinen berühmten Chandos-Brief von 1902, Teile aus »Ödipus und die Sphinx« (»Die beiden Königinnen«) oder seinen Aufsatz zu Oscar Wilde »Sebastian Melmoth« (9.3.1905), hatte offenbar auch Meier-Graefe als Beiträger gewinnen wollen. Unter dem Titel »Der Gefangene« erschien Hofmannsthals »Fragment einer freien Bearbeitung von Calderons »Das Leben ein Traum« am 25.12.1907 im »Tag«.

<sup>19</sup> Hofmannsthal war vom 20.–31. März 1908 in Berlin, wo Max Reinhardt den »Tor und den Tod« inszenierte.

<sup>20</sup> Fritz Wärndorfer, ein junger kunstbegeisterter Fabrikant, hatte die kommerzielle Leitung der »Wiener Werkstätten« inne, die nach Plänen von Josef Hoffmann am 20. Oktober 1907 das Theater und Kabarett »Fledermaus« eröffnet hatten. Wärndorfer, auch Übersetzer der 1908 erschienenen Briefe Beardsleys an seinen Freund und Verleger Smithers, wanderte 1914, finanziell ruiniert, in die Vereinigten Staaten aus (vgl. Bernhard Kleinschmidt: Die »gemeinsame Sendung«. Kunstpublizistik der Wiener Jahrhundertwende. Frankfurt/Bern/New York/Paris 1989 [Münchener Studien zur literarischen

sehr reizenden Theater. Lohnte es sich nicht, ihm bessere Kanäle zu öffnen?

Schönen Gruß

Ihr Meier-Graefe

Ich habe vor einigen Tagen die kleinen Dramen vom Insel-Verlag bekommen.<sup>21</sup> Wenn dies das verheißene Exemplar ist, vielen Dank! ist es ein Doppeltes, so habe ich gute Verwendung für das andere, und danke doppelt. Wir (denn auch meine Frau liebt Ihre kleinen Dramen sehr) werden sie uns mit Wonnen vorlesen.

[*Alfred Walter Heymel: Tagebuch-Eintrag Berlin, 7.3.1908; BW Heymel I 68*]

Um 7 mit Kessler ins Palasthotel, traf dort Dehmels, Meiergrafes, Raoul Richters, um 8 ½ Hotel Adlon Hofmannsthals und L. von Hofmann. Dann alle zur Japanischen Schauspielerin ins Passagetheater [...]

[*Julius Meier-Graefe: Spanische Reise. Berlin 1910*]<sup>22</sup>

Sagunt, den 18. Juni (1908)

Lieber Loris! Sie werden nicht erstaunter sein, diesen Brief von mir aus Sagunt zu erhalten, als ich es war, als man mir Ihre Karte aus Delphi gab.<sup>23</sup> Die Ansichtskarte ist doch eine segensreiche Erfindung.

Kultur in Deutschland. Bd. 8], S. 231–37; vgl. auch Jugend in Wien. Literatur um 1900. 2. Aufl. Marbach 1987 [Sonderausstellungen des Schiller-Nationalmuseums. Bd. 24], S. 389–391).

<sup>21</sup> Kleine Dramen. 2 Bde. Leipzig: Insel 1907.

<sup>22</sup> Meier-Graefes Reisetagebuch »Spanische Reise« von 1910 enthält verschiedene fiktive Briefe, darunter diesen an Hofmannsthal/»Loris« (hier zitiert nach der 2. Aufl. Berlin 1923, S. 206–212).

<sup>23</sup> Hofmannsthal, Harry Graf Kessler und der französische Bildhauer Aristide Maillol hatten sich am 1. Mai 1908 in Athen getroffen, um gemeinsam Griechenland zu bereisen. Hofmannsthal fühlte sich in Griechenland, ganz anders als es seine Griechenland-Aufsätze vermuten lassen, und auch in der Gesellschaft seiner beiden Reisegefährten so unwohl, daß er die Reise vorzeitig – nach nur zehn Tagen – abbrach. Auf dem noch gemeinsam unternommenen Ausflug nach Delphi (6.–8. Mai) kam es unter den Freunden zu einem irritierenden Zwischenfall, über den Kesslers Tagebücher Auskunft geben. Vgl. Unterwegs

Das Bildchen mit dem Theater Delphis erinnert ein wenig an die Stelle, wo wir gerade hausen. Auch ich sitze auf fast klassischem Boden, wenn auch fern von dem kastilischen Quell Ihres Parnasses. Ich kritzele diese Zeilen im Schatten römischer Mauern, nicht weit von dem Amphitheater Sagunts, das mit dem Ihren mindestens die Zerfallenheit gemein hat. Das ist ein gutes Postament, um mit Ihnen zu plaudern. Der Ort ist würdig, ich möchte mich Ihnen näher fühlen, so nahe das barbarische Sagunt der Stelle kommen kann, wo Oedipus das Orakel befragte. Der Blick auf die antike Bühne gibt mir Mut, Berlin ist weit, der Ort verlangt die Geste. Loris, ich habe Ihnen viel abzubitten. Ich habe Ihnen oft nicht die Wahrheit gesagt. Ich habe mich vielleicht auch nur selbst belogen, wenn ich Ihnen etwas Angenehmes sagte. Vielleicht war es Ihnen gar nicht angenehm. Vielleicht hörten sie aus meiner Zustimmung viel mehr das Gegenteil heraus, als ich verschwiegen hatte. Loris, ich habe Sie zuweilen gehaßt, gerade dann, wenn Sie fröhlich zu mir hereinkamen und über den krummen Rücken lachten, der da am Schreibtisch ächzte, gerade wenn ich Ihnen sagte, wie wohl mir Ihre Unterbrechung tat. Sie störten mich. Ich saß in meinen Geschichten und quälte mich mit Lust und Wonne und meinte, das müsse so sein und jedesmal, wenn Sie bei mir gewesen waren, konnte ich nicht mehr gut weiter. Ich habe Ihnen oft zugehört mit herzlich lächelnder Miene, während mir zumute war wie den Jakobinern, die im Tempel die vornehmen Gefangenen bewachten und zuhörten, wie die sich am Vorabend ihrer Hinrichtung von feinen Dingen unterhielten. Eine Mischung von allen möglichen unlieblichen Instinkten. Einmal sprachen Sie über den Dichter, Sie, der Dichter über sich selbst. Es schien mir wie das freche Manifest einer längst abgesetzten Kaste. Was mich am meisten daran empörte, war mein Gefallen an Ihrem Wort. Im Getümmel der Straße, in den hundert banalen Gesprächen mit den anderen und bei der Arbeit hatte ich Ihre Worte in den Ohren. Nicht Ihre Gedanken. Mit denen wurde ich schon fertig, so gut wie die Jakobiner mit den Köpfen ihrer Gefangenen. Aber Ihre Worte. Es war mir manchmal, als hätten Sie alle die Worte, die ich im Schweiß meines Angesichts suchte, für sich ge-

mit Hofmannsthal. Berlin – Griechenland – Venedig. Aus Harry Graf Kesslers Tagebüchern und aus Briefen Kesslers und Hofmannsthal. Mitgeteilt von Werner Volke. In: HB 35/36, 1987, S. 50–104, 73–80.

nommen, für sich und Ihresgleichen. Ich beneidete Sie darum, wie die Schergen ihre Gefangenen um die schönen Kleider und um noch etwas, um die Fähigkeit, sie zu tragen. Ich beneidete Sie, daß Sie von hier bis dort reden können, ohne zu straucheln, während ich mir auf demselben Wege hundert blaue Flecke hole und, was das schlimme ist, trotz alledem viel weniger sage, als ich sagen möchte. Waren die Leute in den schönen Kleidern, die in dem groben Karren zur Maschine gefahren wurden, komisch oder waren es die anderen, die um den Karren tanzten? Ich tröstete mich damit, daß Sie eben ein Dichter sind, während ich doch nicht gut meine Sachen anders als in Prosa schreiben kann. Soll ich vielleicht mein Buch über die Vorgänger der Impressionisten in freie Rhythmen fassen? Jemand hat gesagt, wenn Goethe heute wiederkäme, würde er einen lenkbaren Luftballon oder ein Serum statt Gedichten erfinden. Ich glaube es war Herr Dubois-Reymond oder ein anderer dieser modernen Heiligen. In den nächsten hundert Jahren würde Goethe vielleicht eine Art Bankdirektor werden im Genre unseres gemeinsamen Freundes Benz, der schon ganz geschwollen ist von überwundenen Atavismen. Man könnte auch einmal die Geschichte umdrehen und fragen, was wohl so ein Benz im Zeitalter Goethes gewesen sein mag.

Es ist manchmal ganz gut, Ferien zu haben und in barbarische Länder zu reisen, wo die Ruinen, die bei uns von modernen Postgebäuden verdrängt sind, noch als Gerümpel daliegen. Ich kann mir denken, daß Sie gern in solchen Ländern sind. Nun also, heute brachte mich ein ganz primitiver Gedanke zu Ihnen. Er wäre mir gekommen, auch wenn ich nicht Ihre Karte aus Delphi erhalten hätte. Wir hatten einen wunderschönen Tag. Unter der Maske gleichgültiger Reiselaune gingen uns tausend angenehme Dinge durch den Kopf, die alle einen gewissen oder vielmehr ganz ungewissen Zusammenhang unter sich und mit Sagunt hatten. Es war so schön, daß ich den naiven Wunsch hatte, den Tag festzuhalten, um mich später in Berlin zu erinnern. Nicht dieses oder jenes Objekt. Dafür gibt es ja die Photographie und tausend andere moderne Dinge. Aber das Gewisse oder Ungewisse zwischen den Objekten. Ich fiel natürlich auf die Schreibererei. Schließlich, warum sollte ich nicht mal zu meinem Pläsir schreiben! Einen Satz wollte ich, einen einfachen Satz, der klipp und klar das gab, was ich hier tagelang, monatelang, jahrelang emp-

finden würde. Sehen Sie, Loris, das konnte ich nicht. Ich setzte mich richtig hin, zwischen die Ruinen des Theaters, an einen ungemein behaglichen Platz. Es ging nicht. Es wurde gleich zu spezifisch, zu sehr gegen oder für die Antike, die gar nichts mit der Sache zu tun hatte. Dann stieg ich hinauf auf das Plateau, wo früher die Burg stand und es heute noch viel schöner ist als früher. Da war es mir zu luftig. Es kam nur ein lächerliches Gekrächz heraus, Gedankenstriche zwischen Worten, dermaßen common place, daß man es hätte drucken lassen können, oder unleserlich. Ein Satz, ein einziger vollkommener Satz! Schließlich nicht die Welt. Man kann weniger bescheiden sein. Die Griechen sollen ganze Dramen geschrieben haben. Aber, sehen Sie, Loris, jetzt kommt wieder die Geschichte: taten sie es wirklich? Drückten sie ihre Gedanken so vollkommen aus, wie wir es möchten? Kommen wir wirklich von ihren Dramen zu ihnen, zu den Menschen, die eines Tages am Berge saßen und etwas dachten, das sie gern für sich festhalten wollten? Oder dekorierten sie etwa nur ihre Szene, die heut in Ruinen liegt? Kommen wir etwa von ihren Dramen nur zu einer ›Kunst‹? Sind ihre Dramen nicht auch schon Ruinen? Lockt Sie zum Beispiel nicht etwa gerade dieser Zustand, neue Gedichte damit zu versuchen?

Loris, das ist der Punkt. Ich sitze hier auf einer Ruine, und Sie sitzen auf einer anderen. Ich werde in der Literatur nie die Empfindung los, daß wir, jeder in seiner Art, nur dafür da sind, den Besten unserer Zeit genug zu tun. Und ich denke nicht mal daran, daß das in einer Epoche der Benz nichts Unüberwindliches darstellt. Ich habe einen teuflischen Argwohn. Möglicherweise kommt er nur von dem anmutigen Ruinengefühl dieses Nachmittags her. Aber ich habe ihn auch schon mal in Weimar gespürt. Ist Ihnen nie aufgefallen, daß die Werke der bildenden Kunst dauerhafter sind? Es ist mir ganz unmöglich, an die Grenze eines Phidias zu gelangen. Ich bedarf, um ihm, wie man es nennt, gerecht zu werden, nicht einer der Abstraktionen, zu denen mich stets jedes Dichterwerk gleichen Datums nötigt. Ich brauche ihm überhaupt nicht gerecht zu werden. Er schafft sich selbst Gerechtigkeit. Man kann nicht um ihn herum. Kein Teilchen ist an ihm veraltet, kein Teilchen wird jemals veralten. Wir akzeptieren seine Absicht als die unsere, und die Erfüllung segnet uns jeden Tag aufs neue. Bei allen großen Meistern ist das so, und sogar bei manchen kleine-

ren. Wir machen der Verwegensten Absicht zur unseren [!], sehen mit ihren Augen Dinge, die längst verschwunden sind, sehen sie wie Ereignisse von heute. Wenn uns ein Ziel von der Zeit abhängig erscheint und wir uns darüber hinwegzusetzen vermögen, wenn es nicht so realisiert ist, daß wir es heute nicht besser zu realisieren vermöchten, haben wir es nicht mit den absolut Regierenden zu tun. Die, die wir historisch nennen müssen, gehören dazu. Gerade in den Großen aber ist die Entwicklungsgeschichte lebendig.

Kann man von großen Dichtern das gleiche sagen? Sie wissen, wie ich über Flaubert denke, und halten es nicht wie Rudi<sup>24</sup> für ein Verbrechen gegen Goethe, ihn den größten Prosaisten unserer Zeit zu nennen. Ich glaube, es gab keinen vollendeteren Künstler des Wortes, es hat niemand differenzierter von der mit Wörtern zu gebenden Kunst gedacht. Der alte Duret erzählte mir vorigen Sommer eine amüsante Geschichte. Er trifft einmal Turgenjew bei Flaubert. Turgenjew hat gerade einen Brief an einen Verleger zu schreiben, tut das, während die anderen dabei sind, und sucht bei einer Stelle nach einem Wort für ›freudig‹ oder dergleichen. ›Kann man wohl joyeux sagen?‹ fragt er Flaubert. – ›Das kommt darauf an‹, meint der Gefragte. ›Gib mal her.‹ – Turgenjew reicht ihm die Epistel und zeigt ihm die Stelle. Flaubert liest sie durch und nach einer Weile nimmt er den Brief und geht damit ins Arbeitszimmer. Die beiden bleiben allein und erzählen sich Geschichten. Es vergehen zwei Stunden. Schließlich sehen sie nach Flaubert. Der sitzt an seinem Schreibtisch. ›Hör mal, sagt er, ›joyeux geht nicht, ich werde das richtige Wort finden, aber du mußt mir das Ding bis morgen hier lassen.‹

Mit einem unerhörten Aufwand erreicht Flaubert die Einordnung des sinnfälligsten Ausdrucks in den Rhythmus des Satzes. Der Empfindlichkeit seines Künstlertums sind alle Zufälle, alle Gegebenheiten des Augenblicks verdächtig. Die Natur ist ihm nicht natürlich genug, und er macht hundert Umwege zu ihr. Seine Prosa läuft wie klares Wasser über geschliffene Kristalle. Aber manchmal scheint es mir, als sei das Wasser künstlich getrieben, ja, als komme es Flaubert darauf an, das Artifizielle des Antriebs sehen zu lassen, wie um zu erweisen, daß menschliche Energie eine Wüste zum blühenden Garten zu ver-

<sup>24</sup> Rudolf Alexander Schröder

wandeln vermag. Ist die Tentation de St. Antoine nicht von einem Antonius der Wüste geschaffen?

Gewiß, ich brauche nur eine Seite, wo es auch sei, in der Madame Bovary aufzuschlagen, um der Illusion des Lebens zu verfallen. Oder verfall ich nur dem unwiderstehlichen Amateurgelüst an der Aufbietung des Künstlers, der das Unmögliche tut, um den rechten Ton zu halten, um das verwirrend komplizierte Uhrwerk der Handlung in der den tausend Rädern und Rädchen gemäßen Bewegung zu halten, ohne die Kunst merken zu lassen? Denke ich an den Zweck der Aufbietung oder berauscht mich die Aufbietung selbst? Werde ich selbst Teil des Mechanismus oder bleibe ich wirklich darüber? Nein, wenn ich ihn lese, fühle ich die Kunst, ich weiß ja, wie alles zusammenhängt, ich habe es schon zu oft gelesen, um nicht genau zu wissen, daß das, was hier geschieht, dort zum weiteren Geschehnis treiben muß. Aber wenn man mal, wie ich hier in diesem Augenblick zwischen kühlen Ruinen, nicht die Möglichkeit hat, zu dem Apparat, ich meine zu dem Buch, zu greifen und nachzusehen, da können einem Zweifel kommen.

Eins steht fest, Flaubert ist seines Stoffes so sehr Herr geworden, daß ihm nie die Zeit das kleinste Stück davon entreißen wird. Er wird nie altmodisch werden. Empfindungen, Gewohnheiten, Trachten werden altmodisch, nicht das dunkle, unpersönliche Wesen, das sie entstehen läßt, Flauberts Held. Es gibt keinen Zweiten, von dem man das mit gleichem Recht, in gleichem Umfang sagen kann. Doch hat er über seine Kunst die Achseln gezuckt. Man fühlt es in allem, was er darüber schrieb, und fühlt es in seinen Werken selbst. Es gehört zu seiner Kunst, daß wir es nachfühlen. Er haßte seine Kunst und fürchtete sich vor ihr. Die Salambo ist nichts anderes als die Flucht vor der Dichtung. Deshalb plagte er sich mit den tausend Details historischer Forschung mit dem Fleiß des Sitzgelehrten, er, Flaubert. Hier draußen kommen mir solche Dinge ganz phänomenal vor. Schließlich hat er sein Leben lang nichts anderes gemacht, als seine Kunst zu verbergen. In die Bewunderung dieser Selbstzucht ohnegleichen mischt sich die Einsicht, daß es ihm nicht nur gelang, seine Kunst zu verbergen, sondern daß sich der Mensch verbarg, um nicht zu sagen, kleiner machte. Seine Dichtung hat nur ganz oberflächliche Teile des Künstlers erschöpft, war unfähig, ihn auszulösen. Mir scheint, er hat die ad-

äquate Form nur da gefunden, wo er sie nicht suchte, in seinen Briefen. Da ahnt man, was der Mensch ohne seine Kunst, fast hätte ich gesagt ohne seinen spleen, vermochte. Sie haben mich mal gefragt, was ich von zeitgenössischer Literatur am höchsten stelle. Daß ich Ihnen diese Briefe nennen konnte, scheint mir heute ein wahres Rätsel. Das Drollige ist, daß ich sie Ihnen heute wieder nennen würde. Man kann nun doch wohl nicht gut konstruieren, daß Flaubert als Briefschreiber unbewußt größerer Künstler war als in seinen Romanen. Die Briefe sind ja keine Kunst, sie sind der ungesuchte Ausdruck von Empfindung, und Empfindungen vergehen, werden altmodisch, wenn sie nicht in künstlerischen Formen stecken. Oder wäre es anders? Könnte etwa die Empfindung eines bedeutenden Menschen wichtiger sein als die Form der Übertragung? Aber dann, Loris, dann – ach, ich hätte Sie jetzt gern hier. Diese Ruinen geben allerlei dumme Gedanken. Es ist nicht nur das Äußere, was sie zerstört. Auch im Innern werden sie morsch. Ihre Mauern sinken in gleichem Maße in sich zusammen, als sie das fruchtbare Unkraut überschwemmt. Eigentlich ein melancholischer Anblick. Diese Flucht vor der Kunst gleicht aufs Haar der modernen Flucht vor der Liebe und ist vielleicht dasselbe. Man findet beide nirgends so unverhohlen als bei den Franzosen, der künstlerischsten und der lieblichsten Nation. Auch an ihrer Malerei nagt der Wurm Flaubertscher Selbstenttäuschung. Wer malt noch in Frankreich? oder, was dasselbe ist, wer malt nicht? Wer schreibt noch oder wer schreibt nicht? Flaubert war der beste Franzose. Sein Schicksal ist das Memento mori einer Kultur, von der wir leben. Zu dem barbarischen Strom, der von außen her immer größere Massen fruchtbaren Interesses von ihr wegschwemmt, gesellt sich der Wurm im Innern, der die Widerstände durchbohrt.

Darum schreckt mich's, daß auch Sie jetzt in Delphi auf Ruinen sitzen. Was tun Sie dort, Sie, der Glückliche, der es noch wagt, glücklicher als wir, die nur noch gewesene Freuden suchen! Sie sind einer der letzten Starken, Sie dichten, die Worte strömen Ihnen zu, noch nagt an Ihnen nicht der Wurm. Und wenn ich Sie deshalb zuweilen neidvoll zu hassen meine wie der wüste Jakobiner seinen vornehmen Gefangenen, glauben Sie mir, es gehört im Grunde nur Ihr Glück dazu, um meinen Haß in Anbetung zu verwandeln.

[gedr. Adresse]

Berlin W. Genthiner-Strasse 13 Villa J

11/III [1910]

Lieber Hofmannsthal

Dr Robert, der Direktor a.D. des Hebbel Theaters, hofft in Wien ein Theater machen zu können.<sup>25</sup> Das Geschäftliche ist noch vage, aber Aussichten sind da. Robert möchte mit Maaß ein litterarisches Theater machen, das bisher wohl nur wenig vollkommen in W. existiert, Sie, Bahr, Schnitzler u.s.w. spielen und zwar gut spielen. Halten Sie die Sache im Prinzip für möglich?

Über Robert ist sehr viel mit Unrecht gesprochen worden. Ich habe ihn als Autor bei der Arbeit gesehen, fand ihn sehr tüchtig, klug und ideellen Zielen so weit zugänglich wie es ohne Dilettantismus möglich ist. Würden Sie, wenn ein realisierbares Projekt vorliegt, ihm mit Rat u That helfen? Er hat mich gebeten, Sie zu fragen. Wie, glauben Sie, würde Bahr dazu stehen?

Mir ist es recht leid, daß der Mann von hier weggeht als Opfer blödsinniger Cabale und einer dummen Kritik, und ich möchte ihm mehr Glück in Wien wünschen. Er verdient es.

Schönen Gruß von Haus zu Haus und schreiben Sie mir bitte eine Zeile

Ihr Meier-Graefe

[Rudolf Alexander Schröder an Rudolf Borchardt; Februar 1911]<sup>26</sup>

Daß Deiner Frau der ›Marées‹ gefällt freut mich von Herzen – daß Du dem schönen & innigen Buch so wenig abgewinnen willst,<sup>27</sup> thut

<sup>25</sup> Im Berliner Hebbel-Theater wurde im Winter 1909 Meier-Graefes Stück »Adam und Eva« aufgeführt. – Eugen Robert (1877–1944) war seit der Gründung 1906 bis 1910 Direktor des Hebbel-Theaters, vom 10.1.1911 bis 1913 Leiter der Münchner Kammer-spiele.

<sup>26</sup> Dieser wie der folgende Briefausschnitt aus dem Borchardt-Nachlaß; Deutsches Literaturarchiv Marbach.

<sup>27</sup> Vgl. dazu Borchardts Brief an den Piper-Verlag vom 19.10.1909, in dem er »bedauert das [...] eingegangene Rec.[ensions]-Ex.[emplar] von JMeierGraefes Marées zurückgeben zu müssen. / Auch wenn ich in anderen als wichtigen Ausnahmefällen Bücher öffentlich beurteilte, so würde ich mich zur Beurteilung so spezieller und technischer Dar-

stellungen eines modernen malerischen Lebenswerkes durch nichts für qualifiziert ansehen. Und ich pflege nur zu drucken, was ich kraft sehr ernsthafter Kompetenzen nützlicher Wirkungen für sicher halten darf. / Eine blosse Anzeige zu schreiben sind dagegen Berufsschriftsteller fähiger als ich, der ich in diesem Genre mich zu üben keine Gelegenheit gehabt habe. / Ew Wolgeboren wollen mich demnach als entschuldigt ansehen und begreifen dass ich ein wertvolles Buch ohne schickliche Gegenleistung nicht annehmen dürfte.« (Typoskript. Orig. Verlagsarchiv Piper)

[Rudolf Alexander Schröder an Rudolf Borchardt; Bremen, 16.10.1911]

[...] Meier-Graefes haben mich im August besucht & Hofmannsthals sind rührender Weise auch von Berlin herüber gekommen & Bremen durfte sich eine Weile im Glanze eines Klassikers sonnen. Allerdings war besagter Klassiker etwas nervios, zumal der im Vorigen behandelte Herr von Heymel, nach dem er kaum erfahren, daß hier Litteratur im Gange sei per Eilzug heranbrauste und Hugos seelisches Gleichgewicht in bedenkliche Erschütterung brachte. Nota bene Hofmannsthal hat etwas unerhört schönes teils geschrieben, teils übersetzt, eine Erweiterung des englischen Mysterienspiels Everyman. Wenn ich mich nicht täusche, so ist dieses Werk der Höhepunkt seines Schaffens. Ganz einfach, durchgehends Knittelverse & ohne jedes der bewußten Mätzchen. Es hat mich tief erschüttert. Auch eine kleine Oper – od. eigentlich mehr ein Divertissement – hat er geschrieben ›Ariadne‹, auch dies durchaus erfreulicher als manches frühere. [...]

stellungen eines modernen malerischen Lebenswerkes durch nichts für qualifiziert ansehen. Und ich pflege nur zu drucken, was ich kraft sehr ernsthafter Kompetenzen nützlicher Wirkungen für sicher halten darf. / Eine blosse Anzeige zu schreiben sind dagegen Berufsschriftsteller fähiger als ich, der ich in diesem Genre mich zu üben keine Gelegenheit gehabt habe. / Ew Wolgeboren wollen mich demnach als entschuldigt ansehen und begreifen dass ich ein wertvolles Buch ohne schickliche Gegenleistung nicht annehmen dürfte.« (Typoskript. Orig. Verlagsarchiv Piper)



[Eberhard von Bodenhausen an Harry Graf Kessler, 1. Dezember 1914]

[...] Famos betätigt sich wieder die große Organisation von Meier-Graefe. Er hat, ich weiß nicht wie, große Summen aufgetrieben, woher er Automobile beschafft, die ununterbrochen zwischen der Ostfront und Berlin mit Liebesgaben hin- und herfahren. [...]

[Eberhard von Bodenhausen an seine Schwägerin, Ottonie Gräfin Degenfeld, Berlin 18.2.1916]<sup>28</sup>

[...] Sonntag mittag essen Hugo [von Hofmannsthal] und Borchardt bei mir; nachmittags um 3 Uhr gehen wir zu Cassirer,<sup>29</sup> um die Sammlung Stern mit Meier-Graefe zusammen eingehend zu genießen.

[Hofmannsthal an seine Frau Gerty; Berlin, Februar 1916]

[...] Ich frühstücke aber gottlob mit Eberhard und Ottonie bei Meyer-Graefe [...].

[gedr. Adresse]

Nikolassee bei Berlin (Telegrammadresse) Meiergraefe Nikolassee (Fernruf) Wannsee 164

6. X. 16<sup>30</sup>

Lieber Herr v. Hofmannsthal

Ich komme mit einer feierlichen Einladung und einer herzlichen Bitte. Unterstützen Sie mit Ihrer Mitarbeit das von mir gegründete Unternehmen,<sup>31</sup> das Ihnen der inliegende Korrekturabzug expliziert. Ich

<sup>28</sup> Eberhard von Bodenhausen: Ein Leben für Kunst und Wirtschaft. Hg. von Dora Freifrau von Bodenhausen-Degener. Düsseldorf/Köln 1955, S. 338.

<sup>29</sup> Der Berliner Kunsthändler Paul Cassirer (1871–1926) stellte im Frühjahr 1916 die bedeutende Kunstsammlung des Berliner Bankiers Julius Stern aus.

<sup>30</sup> Teilabdruck des Briefes in: SW XXXI 489.

<sup>31</sup> Unter der Überschrift »Die Drucke der Marées-Gesellschaft« faßt der Jubiläums-Almanach des Piper-Verlages das Anliegen der Marées-Gesellschaft zusammen: »Der Wunsch, einen Kreis gebildeter Menschen in Europa zu sammeln, dem es um die Kunst

kann mir kaum denken, daß es Ihnen nicht sympathisch sein wird und verspreche Ihnen, es wird so gut, als man es machen kann. Ich möchte sehr gern, daß Sie mittun und mir eine der zahlreichen noch offenen Vorreden bzw. Texte in Ihrer wundervollen Prosa schreiben; am liebsten wäre mir die für den *finften* Druck.<sup>32</sup> Menzel hat in früher Jugend schöne sehr freie landschaftliche Studien gemacht, die seine später vertrocknete Lyrik in erstaunlicher Frische sehen lassen, daneben denke ich mir Marées, Feuerbach, gewisse Nazarener (auch deutsch-österreichische Nazarener) die zweifelhafte Maler und sehr versprechende Zeichner waren, will dazu Gedichte suchen in älterer, neuer und neuster Zeit, die sehr frei dazu passen, natürlich ohne spielerische Illustration. Die Vorrede brauchte natürlich nicht im mindesten auf dieses Experiment hinzuweisen – so dankbar ich Ihnen wäre, wenn Sie mir redaktionell mal einen Wink gäben, wenn Ihnen etwas einfällt. Ich denke vielmehr an eine ganz unabhängige Darstellung eines der Dichter-Psychologie zuneigenden Problems, dessen Bestimmung Ihnen vollkommen überlassen bleibt. Würde sich's treffen, daß Sie etwas im näheren oder weiteren über Beziehungen zwischen

und Gesittung Ernst ist, hat vor dem Krieg den Plan, die Marées-Gesellschaft zu gründen, entstehen lassen. Jene Epoche verband mit der Bereitwilligkeit, allen nur erdenklichen Anregungen, die etwas Neues versprochen, zu folgen, die mangelhafte Einsicht in die unbedingt notwendigen universellen Werte, auf denen das geistige Europa beruht. Wir glaubten, in dem kausalen Zusammenhang jener Nachgiebigkeit mit dieser mangelhaften Wertung einen greifbaren Teil der Mißstände zu erkennen, die in allen Ländern den erschreckenden Verfall der zeitgenössischen Kunst bewirkt haben.

Der Ausbruch des Krieges schob den Plan der Gründung beiseite, nicht den Anlaß, ja, er fügte dem Zweifel an der zuverlässigen Gesittung der Epoche Argumente von furchtbarer Überzeugungskraft hinzu. Wenn man nicht auf jeden Versuch einer Heilung verzichten wollte, ergab sich angesichts dieser Katastrophe mit verhundertfacher Gewalt die Notwendigkeit, die kulturtreuen Reste Europas zusammenzuschließen. Man wartete nicht das Ende des Brandes ab, um in unserem Kreise mit dem Wiederaufbau zu beginnen. 1916, bald nach der Rückkehr Meier-Graefes aus russischer Kriegsgefangenschaft, wurde die Marées-Gesellschaft von ihm in Gemeinschaft mit unserm [!] Verlag gegründet als ein Mittel, die geistigen Beziehungen zwischen den Völkern zu pflegen. Man verband mit der Gesellschaft den Namen des großen, lange verkannten deutschen Künstlers Hans von Marées als Symbol für die künstlerische Gesittung des neuen Unternehmens.« Almanach des Verlags R. Piper & Co. 1904–1924. München 1923, S. 96–114, S. 96f. (text- und seitenidentisch auch in: Aus der Werkstatt des Verlags R. Piper & Co 1904–1926, München o. J. [1925]) – Vgl. das Verzeichnis der »Drucke« im Anhang zu diesem Briefwechsel.

<sup>32</sup> Eine Menzel-Mappe kam nicht zur Ausführung; s. Anhang.

Kunst und Literatur zu sagen haben – und was wäre nicht alles z.B. über das Bildhafte zu sagen! – so bin ich doppelt froh.

Es käme auch noch eine Vorrede für den ersten Druck in Betracht, für den Seckendorff fabelhaft geistvolle Zeichnungen gemacht hat, die das latent Komödienhafte des Stücks ungemein witzig und mit großer Grazie betonen.<sup>33</sup> Doch müßte ich dieses Manuskript schon bald etwa in 6 Wochen haben, während ich Ihnen für V ein ganzes Jahr Zeit geben kann. Ebenso stehen Ihnen die Texte für 2, 6, 7, 12 zur Wahl.<sup>34</sup> Nehmen Sie V, so gebe ich I vielleicht Gundolf. Ich nehme was übrig bleibt.

Umfang zwei, zwanzig, zweihundert Seiten, ganz in Ihrem Belieben. Mit dem Honorar bin ich sehr knapp, 200 Mk und ein Exemplar. Die Drucke sind sehr kostspielig. Es sind dieselben Bedingungen, die Hauptmann und Dehmel angenommen haben,<sup>35</sup> Hauptmann will sogar übertriebenerweise gar nichts.

Darf ich Sie bitten, mir recht bald zu antworten, da ich solange Ihnen die Wahl lasse und mich an keinen anderen wende.

Haben Sie schon heute tausend Dank! Schönen Gruß Ihrer Frau von uns

Ihr J. Meier-Graefe

Liegt Ihnen etwa sehr an XI (Poussin)<sup>36</sup> so würde ich Rudi dahin bringen, zu tauschen.<sup>37</sup> Die Texte für solche Sachen denke ich mir natürlich nichts weniger als »kunsthistorisch« in dem bekannten Sinne.

<sup>33</sup> Der 1. Druck, Goethes »Clavigo«, erschien 1918 ohne Vorrede; er hat sich in Hofmannsthals Bibliothek erhalten (Freies Deutsches Hochstift). Für Meier-Graefe war der Tod des 1914 gefallenen Seckendorff (1889–1914) einer der größten persönlichen Verluste des 1. Weltkrieges. Vgl. Götz von Seckendorff. Nachrichten. Hg. von Karl Wolff. Hannover 1989, und das Gedicht von Rudolf Alexander Schröder: Seckendorff (1940). In: Ders.: Die weltlichen Gedichte. Berlin 1940, S. 257f.

<sup>34</sup> Ausgeführt wurden als 2. Druck die Cézanne-Mappe, als 6. Druck Ovids »Amores«, als 7. Druck Flauberts »St. Julian« und schließlich als 12. Druck Arnims »Fürst Ganzgott und Sängler Halbrott«.

<sup>35</sup> 3. Druck: Shakespeare-Visionen, und 18. Druck: Rembrandt-Mappe.

<sup>36</sup> Als 11. Druck erschien Schlegels »Lucinde«, eine Poussin-Mappe kam nicht zustande. Später brachten die »Piper-Drucke« (Nr. 19) Nicolas Poussins »Reich der Flora« aus der Dresdener Galerie. S. u. den Brief vom 9.12.1923.

<sup>37</sup> Rudolf Alexander Schröder

Lieber Herr v. Hofmannsthal

Besten Dank für Ihr Telegramm, das mir leider erst auf Umwegen in die Hände gelangte. Selbstverständlich bekommen Sie den Poussin. Rudi kriegt etwas anderes. Ich danke Ihnen sehr für Ihre freundliche Zusage und werde Ihnen zu gegebener Zeit die Reproduktionen zugehen lassen, nicht etwa, weil ich Sie anregen möchte, etwas über diese Zeichnungen zu sagen. *Nichts liegt mir ferner*. Nur der Ordnung halber und um Ihnen den Entschluß, sich an den Schreibtisch zu setzen, leichter zu machen. Ich gestehe Ihnen, daß es mich herzlich freut, bei dieser Gelegenheit einen »Kameraden in Poussin« zu finden.<sup>39</sup> Poussin

<sup>38</sup> Brief abgedruckt in SW XXXI 490 (leicht abweichende Lesart).

<sup>39</sup> Meier-Graefe trug wesentlich zur Poussin-Rezeption am Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland bei. Vgl. ders.: Von Poussin zu Maurice Denis. In: Die Zeit 435, 1903, S. 57–59; ders.: Die Entdeckung Poussins. In: Kunst und Künstler 14, 1916, S. 569f. Auf seiner spanischen Reise 1910, vor den Bildern Poussins im »Prado«, findet Meier-Graefe seine Einschätzung Poussins bestätigt: »Unter den großen, die Tizian folgten, ging Poussin den Weg des Einsamen. [...] Vielleicht gibt es keine Zeit, die mehr Grund hat, sich ihm zu nähern als unsere zur Persönlichkeit entbrannte Epoche, die in ihrer Begeisterung gern vergißt, nach dem Wert persönlicher Leistungen zu fragen. Je mehr Menschen auf die Welt kommen, desto gleichförmiger wird die Menschheit [...]. Während alle anderen Nachfolger Tizians stürmisch vorwärtsschritten, wandte Poussin die Augen zurück zu dem ehrwürdigen Heiligtum, aus dessen Ruinen das Neue entstanden war. Keine Spekulation trieb ihn, keine Theorie. Er liebte die Antike. Er fand in ihr, was Michelangelo entgangen war und was der beschaulichen Seele des Lyrikers die Flügel löste: die Idylle. Oder vielmehr, er trug die Idylle, und zwar seine eigene, in die Antike hinein. Die Nuance ist wichtig. [...] Seine Lyrik war [...] stark genug, sich die Illusion einer Antike zu bilden, der die wirkliche nur als Anreger diente. Er ersetzte nicht wie die unklassischen Klassizisten die fehlenden Glieder der Fragmente, sondern erfand eine Welt, die antiken Geistes voll war. Und diese Welt ist nicht griechisch oder römisch, sondern gehört zu uns, in die Ära, die mit Tizian und den anderen großen Geistern beginnt. Sie ist zu reich, um sich mit Bildhauerformen zu begnügen, zu weit, um die Illusion des Raums entbehren zu können, zu voll von Geheimnissen, als daß sie des gestaltenreichen Unterschieds zwischen Schatten und Licht zu entraten vermöchte. Sie ist so modern, daß ein Corot im Schatten ihrer Bäume geboren wurde.« (Julius Meier Graefe: Spanische Reise [1910]. 2. Aufl. Berlin 1923, S. 263–266). Hier wird Poussin zu einer singulären Figur der Neuzeit stilisiert, die die Moderne vorbereitet, als ein Klassiker, der die Antike nicht illusionistisch nachahmte oder »ergänzte«, sondern produktiv umwertete, als ein Künstler, der die traditionellen Aufgaben der Kunst aufgriff und imaginativ gestaltete. Schon in seiner »Entwicklungsgeschichte« reklamiert Meier-Graefe für Poussin eine Rolle als Wegbereiter der modernen Kunst. – Zu Hofmannsthals »Entdeckung« Poussins vgl. seinen Brief an Ottonie von Degenfeld vom 21.8.17: »Das

wird mir, je mehr ich an Alter zunehme, immer lieber. Ich war neulich in Dresden wieder einmal hingerissen von der himmlischen Flora,<sup>40</sup> paßt so recht zu der internationalen Sauce, in der wir schwimmen.

Viele herzliche Grüße an Ihre Gattin

Ihr Meier-Graefe

ich bin nächster Tage wieder in Nikolassee

[*Hofmannsthal an Ottonie von Degenfeld, 21.8.1917, BW Degenfeld (1986) 353*]

Ich hab an den Inselverlag geschrieben Ihnen gleich den Band von Meier-Graefe zu schicken der Corot und Courbet behandelt. Der wundervolle Courbet!

[*Bodenhausen an Hofmannsthal, 9.11.1917*]<sup>41</sup>

Die Adresse von Meier-Graefe lautet: Dresden, Sedanstr. 39 (Marées-Gesellschaft)

macht mich äußerst froh, daß Sie verstehen gelernt haben, daß man, um zu dem zu kommen was das *einzig Wirkliche* ist, nicht immer auf die Realität zu warten braucht eines Davorstehens vor den Bildern – sondern daß es andere Hilfsmittel gibt, sich das herbeizuziehen. Ich lebe mit dem Poussin beständig schon den zweiten Sommer, d.h. mit einem Band Text über ihn und einem Band Photographien klein und dunkel u. doch den Himmel in sich bergend.« (BW Degenfeld [1986] 353). Der Band, der Hofmannsthal so faszinierte, war Otto Grautoffs Monographie »Nicolas Poussin. Sein Werk und sein Leben« (2 Bde. Leipzig 1914), den er im Sommer 1916 las und der ihn den Plan fassen ließ, einen »imaginären Brief« von »Nicolas Poussin an M. de Chantelou (über seine Malweise im späteren Alter)« zu schreiben (vgl. SW XXXI 486ff.). An Pannwitz schreibt Hofmannsthal: »Bezaubernd für mich daß Sie den Poussin, der mich die letzten Jahre fast unablässig beschäftigt, nicht übergehen – freilich von ihm ist Unendliches zu sagen.« (August 1917; BW Pannwitz 49)

<sup>40</sup> Nicolas Poussins »Im Reich der Flora« (1630/31).

<sup>41</sup> Nachlaß Bodenhausen, Deutsches Literaturarchiv Marbach. – Meier-Graefe war 1917, nach der Trennung von seiner ersten Frau, von Berlin nach Dresden gezogen, wo er die Marées-Gesellschaft gründete.

[*Rudolf Alexander Schröder an Rudolf Pannwitz*]<sup>42</sup>

Brüssel Lambermontstraat 2

Politische Abteilung.

[Poststempel 28.12.1917]

Sehr verehrter Herr Pannwitz!

Ihre freundlichen Zeilen möchte ich gleich erwidern,<sup>43</sup> obwohl ich im allgemeinen der unzuverlässigste Briefschreiber bin, den es geben kann. Sie treffen mich heut hier nach der Rückkehr von Berlin, wo ich mit Hofmannsthal, Borchardt & meinem dritten Freunde Meier-Graefe zusammen sein konnte – allerdings auf einer Dienstreise wenig erfreulichen Inhalts. Wir (d.h. Borchardt, Hofmannsthal & ich) haben, wie Ihnen nicht erstaunlich sein wird, viel von Ihnen gesprochen & bei den vagen Plänen, die für etwaige gemeinschaftliche Zukunftsarbeit auftauchten auch Ihrer als eines erwünschten Mitgliedes unserer geistig-sittlichen Verbundenheit gedacht.

Von Ihren Schriften, die mir – ohne jedes Geleitwort oder Zeichen von irgend einer Seite – auf den Schreibtisch gelegt wurden, habe ich das Eine & das Andere gelesen, erst mit dem tiefsten Mißtrauen, das ich gegen alles mir dergestalt von Aussen her Aufgedrungene mir – wohl mit Unrecht! – angewöhnt habe, dann mit steigendem Interesse.

<sup>42</sup> Abschrift im Freien Deutschen Hochstift Frankfurt a.M.; korrigiert nach dem Original im Deutschen Literaturarchiv Marbach. – Schröder war seit Februar 1915 auf Vermittlung Eberhard von Bodenhausens als Zensor in der Pressezentrale der Politischen Abteilung beim Generalgouverneur in Belgien tätig.

<sup>43</sup> Hofmannsthal hatte den Insel-Verlag gebeten, Schröders Gedichtsammlung »Elysium« (Leipzig 1912) und seine Übersetzung der »Odyssee« (1911) an Pannwitz zu schicken (vgl. BW Pannwitz 136). Er erhielt sie am 29.11.1917: »Heute Schroeders Odyssee erhalten. ich schreibe an ihn nächster tage. kam noch nicht dazu. mit meiner tochter Ilse habe ich angefangen sie durchzunehmen.« (BW Pannwitz 167). – Der vorliegende Brief ist Schröders Antwort auf den angekündigten Brief, welche Pannwitz wiederum begeistert: »In letzter zeit ein reihe so schöne briefe [...] dann sehr lang (6 quartseiten eng) von Schröder mit wundervollem über Odyssee und deutschen hexameter.« (Zwischen dem 13. und 20.1.1918; BW Pannwitz 184f.) – Die Verbindung zwischen Schröder und Pannwitz stellte Hofmannsthal im August 1917 her, als er Pannwitz empfahl, diesem seine »Krisis der europäischen Kultur« (1917) zu schicken: »Da wäre Rudolf Alexander Schroeder, mir einer der wertvollsten Menschen auf der Welt; der Übersetzer der Odyssee; der Dichter der »Deutschen Oden« u. des Elysium; einer der reinsten u. zartesten Menschen dieser Zeit. Er ist derzeit in Brüssel, beim Generalgouvernement, Politische Abteilung III.« (BW Pannwitz 35)

Dem Einzelnen konnte ich sehr vielfach ohne Weiteres zustimmen, Zusammenhänge, die mir jetzt schon entgegenzutreten scheinen, lassen mich von einem weiteren Eindringen in ruhiger Zeit höchst Erfreuliches erhoffen – mehr kann & darf ich Ihnen nicht schreiben in einem Augenblick und während einer Lebensfrist, die mich mehr als je dem speculativen Denken und der auf ihm beruhenden Verstandeschulung entfremdet haben. Der Krieg hat mir eine ganze Menge Arbeit und menschliches Hin und Her in den Weg geworfen. Das muß schlecht und recht bewältigt werden; darüber hinaus muß ich mich in den Müßiggang retten – oder wenn Sie so wollen in die Betäubung. Ein wenig Klavierspiel, das Bauen von Luftschlössern oder eine Flasche Wein & ein Spiel Karten – Sie sehen, der Mensch, der solcher Requisiten für die Ausfüllung seiner Abendstunden bedarf, ist kaum der richtige Leser für Schriften, wie die Ihre.

Doch mag es sein, daß meine gegenwärtige Benommenheit, früher als ich es jetzt selber zu hoffen wage, einem aufnahmefähigeren Zustande weicht, & daß ich Ihnen schon bald etwas von dem erwidern kann, was Sie mir so freundlich entgegneten. Denn ich will es Ihnen nicht verhehlen: Ihre ernsthafte und aufrichtige Anteilnahme an meinem dichterischen Werk trifft mich gerade an einem Zeitpunkt, an dem ich, durch allerhand äußere und innere Widrigkeiten heimgesucht, auch mein bislang Hervorgebrachtes mit scheelen Augen an zu sehen begann.

Sie werden daher begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß das, was in Ihren Äußerungen als Verneinendes aufzufassen wäre, mir nicht fremd ist. Im Gegenteil, Sie haben mit ebensogroßer Zartheit wie Sicherheit den Finger auf die Stelle gelegt, auf die es ankommt, so zu sagen mitten hinein in das Gelenk, mit dem mein Gedicht sich jedesmal von der lebendigen Materie, aus der es seine Nahrung gesogen hat, wieder zurückbiegt und mit unverkennbarer Fatalität auch zurückbiegen muß. Ob ein solcher Zustand des Inneren sich mit fortschreitenden Jahren noch verändern wird oder kann, darüber möchte ich weder Befürchtung noch Hoffnung laut werden lassen. Jedenfalls dürfte es die Ursache sein, daß mein Hervorgebrachtes auf Würdigung nur bei ganz Wenigen rechnen kann – abgesehen von den braven Seelen, die eine einigermaßen biedere Gesinnung und die entsprechende »Klassische« Form a priori gutheißen, gleichgültig, ob sie

sie bei Göthe oder bei Geibel zu finden vermeinen. Eine ganze dazwischenliegende, lebens- und anteilfreudige Welt wird sich von dem, das ich allenfalls zu geben hätte, nur wenig angezogen fühlen.

Nehmen Sie es mir in diesem Gedankenzusammenhang nicht übel, wenn ich Ihrem Wunsch nach Andeutungen über meine künftigen dichterischen Absichten nur ungenügend entsprechen kann. Ich habe mich als Lyriker, der ich bin, nie mit eigentlichen Plänen getragen, auch eine Arbeit wie die Odyssee ist mir mehr vom Zufall als durch eigenes Bedürfnis zugewiesen worden.<sup>44</sup> Wenn ich jetzt vom Kriegsende die Wiederaufnahme der Beschäftigung mit der Ilias erhoffe, so ist das eigentlich alles, was ich von Zukünftigem bestimmter anzudeuten vermag. In ihr werden Sie auch den herrischen Ton wesentlich stärker und durchgehaltener finden als in der Odyssee, die ihn, so weit ich zu urteilen vermag auch im Original nur stellenweise hat, gegenüber dem Vorwalten des Märchens, der Idylle, ja des Romantisch-Romanhaften zu welch Letzterem auch der überaus durchdachte und abgewogene Aufbau des Ganzen und die durchtriebene Seelenkunde im Einzelnen gehören würden. Meines Erachtens gibt es in der Weltliteratur kaum ein zweites Werk, das in so hohem Masse in allen seinen ins schönste Verhältnis gesetzten Teilen ein verglichenes [!] und daher ausgleichendes Spiel der Gegensätze zeigte, das so in jeder Einzelheit die kundigste zurichtende Hand verriete – und dies alles auf einer sehr hohen Fläche, auf der höchsten vielleicht, auf der das Menschentum sein Ererbtes und sein Erstrebtes noch in leiblicher Greifbarkeit zu versinnbildlichen vermag. Freilich wohnt ungeheuerstes Altertum dem Werk noch immer so gewaltsam lebendig ein, daß man überall fürchten muß, es könne die zarten Gelenke des Gedichtes sprengen und den gefügten Bau in cyklopische Wildnis zurücktrümmern. Aber grade diese bedrohliche Nähe urältester Zauberkräfte gibt dem Gebild seine unnachahmliche Jugend, den kindlichen Augenaufschlag, der aus der Völkerdämmerung in den Völkermorgen blickt. Dagegen erscheint mir die Ilias recht eigentlich von der Erhabenheit eines Gewitters, voll von Wetterleuchten und Getümmel, in dem ganze See-

<sup>44</sup> Vgl. auch Hofmannsthals Besprechung der Schröderschen »Odyssee«-Übersetzung im Insel-Almanach auf das Jahr 1913. Leipzig 1912, S. 65–83 (GW RA I 412-424).

lenzeiten der Menschheit und fremdgeborenes Trachten und Wähnen unvermittelt aufeinanderprallen.

Was nun mich bei der fortzusetzenden Arbeit an der Ilias besonders reizt, ist nicht eigentlich die geistige Durchdringung des Gedichtes. Diese muß, soweit es sich überhaupt um förderliches Wirken handeln soll, ohne weiteres vorausgesetzt werden, natürlich nach dem Maße der einzelnen menschlichen Fassungskraft. Mich lockt es vielmehr die deutsche Nachahmung des versus herous – und auf diese ist seit Klopstock, Göthe und Voss nicht mehr zu verzichten – so zu klären und zu schmieden, daß sie wirklich in der deutschen Sprache heimisch wird und diese in ihr, daß der deutsche Hexameter nicht eine verwinkelte Röhre bleibt, durch die ein stockender & gepreßter Atem kümmerlich pfeift, sondern daß er geräumig und behend wird, gleich bereit zum Lachen wie zum Schluchzen, da er Wind und Woge beherbergt, Wetterschlag und Verstummen, wie sein mittelländisches Urbild. Er muß zu uns herüberkommen wie der Ölbaum und die Zitrone nach Italien kamen; denn wir haben nichts, das ihn uns ersetzen könnte. Daß hier mit prosodischen Mätzchen nichts getan ist, sondern daß etwas geschafft werden muß, wozu eigentümliche Dichterkraft mit ihrer ganzen Beredsamkeit erfordert wird, liegt auf der Hand. An dem Maße aber, in dem mir dies (völlig nie zu Erreichende!) gelingt, ist auch der Erfolg meiner Arbeit zu bemessen; denn in ihm liegt naturgemäß auch das beschlossene, was sie etwa vermögen wird an geistig Fruchtbarem zu bieten.

Lassen Sie mich hier schließen und Ihnen nur noch sagen, daß ich bei Borchardt mit großem Interesse in Ihren hyperboräischen Schnitzeln geblättert habe & er selber mir einiges höchst Bedeutende daraus vorlas.<sup>45</sup> Ich ersehne den Tag, an dem es mir möglich sein wird Sie näher kennen zu lernen, & an dem ein Brief wie dieser nicht einen Raub an meiner Zeit sondern ihre erwünschte Ausfüllung bedeuten wird. Im neuesten Inselalmanach werden Sie unter der Aufschrift »Audax omnia perpeti« zwei kleine Gedichte finden, die Ihnen ungefähr den Punkt zeigen werden, an dem ich gegenwärtig mit meiner ei-

<sup>45</sup> An dem großangelegten, in Hexametern verfaßten un abgeschlossenen Dichtungsentwurf der »Heiligen Gesänge der Hyperboräer« arbeitete Pannwitz seit 1914; vgl. dazu BW Pannwitz 689–691, 750 und passim.

genen Produktion angelangt bin.<sup>46</sup> Die gleichfalls dort abgedruckte Ode »Nord und Süd« ist aus der Zeit vor dem Kriege.<sup>47</sup>

Mit allen freundlichen Grüßen & Wünschen bin ich

Ihr aufrichtig ergebener

Schröder

[Hofmannsthal an seine Frau; Berlin, Samstag 23.3.1918]

[...] Vorgestern abend [...] Borchardt, Meyer-Graefe, nun sehr nett, Pauli (Director der Kunsthalle in Hamburg)<sup>48</sup> und ein hiesiger Custos Dr. Valentiner. Conversation meist über Pannwitz u. Nadler, mit welchen 2 Begriffen ich alle Leute agaciere,<sup>49</sup> daß sie's kaum mehr aus halten können.

[Hofmannsthal an seine Frau; Berlin, Ostersonntag, 31.3.1918]

[...] heute früh [kam.....] ein sehr lieber Brief von Poldy Andrian, nebst einem von Meyer Graefe [...]

[gedr. Briefkopf]

Julius Meier-Graefe Dresden, den  
Fernsprecher 10184 Sedanstrasse 39<sup>50</sup>

9. VI. [1918]

Lieber Hofmannsthal

Schönen Dank für Ihre ungemein wohlthuenden Zeilen. Über Bodenhausen sprechen wir einmal. Mich hat die Sache – ich erfuhr sie rein

<sup>46</sup> Insel-Almanach auf das Jahr 1918. Leipzig 1917, S. 59f. Den Vers »Audax omnia perpeti« von Horaz (3. Ode, 1. Buch) übersetzt Schröder selbst mit »Furchtlos, allem Geschick zum Trotz«; er zeigt den nach tiefer Krise und Melancholie neu gewonnenen Halt an, der sich in seiner geistlichen Lyrik artikuliert.

<sup>47</sup> Nord und Süd. Alcäische Ode von Rudolf Alexander Schröder, ebd. S. 161f.

<sup>48</sup> Gustav Pauli (1866–1938), ehemals Leiter der Kunsthalle Bremen, gehörte zum Freundeskreis von Rudolf Alexander Schröder und Alfred Walter Heymel. Er trat im April 1914 die Nachfolge Alfred Lichtwarks an.

<sup>49</sup> von frz. agacer, ärgern.

<sup>50</sup> Teilweise abgedruckt in SW XXXI 490.

zufällig 14 Tage hinterher, Frau v. Bodenhausen hatte in der Aufregung die Mitteilung vergessen – arg gepackt.<sup>51</sup> Ich hatte ihn sehr gerne, er war ein sehr rührender Mensch in seiner ewig falschen Assiette. Ich dachte, jetzt würde er endlich ins rechte Fahrwasser kommen. – Aber wie viel sympathischer als die Leute, die ewig in ihrem ruhigen Wasser herumpaddeln. Ich habe viel mit Bodenhausen erlebt. Für unsere Zeit war er ein unendlich rührendes Sinnbild, namentlich in seinen Irrtümern.<sup>52</sup>

Herzlich freut mich, daß Ihnen mein Tscheinik etwas giebt<sup>53</sup> und Ihnen Cézanne gefällt.<sup>54</sup> Ich denke noch manches schöne Werk mit der Marées-Gesellschaft zu machen, möchte Sie gern viel enger dabei haben. Bis der Poussin möglich ist, können wir schwarz werden. Wenn Sie je mal eine Idee haben, die in den Rahmen paßt, sagen Sie es mir bitte. Wir haben jetzt auch genügend Mittel, und ich kann das Unternehmen schön ausbauen. Ich habe jetzt auch eine Einrichtung getroffen, durch die die Werke nicht ausschließlich reichen Leuten zugeute kommen. Wir geben den Kunstschulen Probedrucke ab, sodaß die jungen Künstler etwas davon haben können.<sup>55</sup>

<sup>51</sup> Eberhard von Bodenhausen war am 6. Mai 1918 gestorben. Vgl. Julius Meier-Graefe: Eberhard von Bodenhausen. In: Neue Rundschau 29, 1918, S. 927.

<sup>52</sup> Meier-Graefes Zusammenarbeit mit Bodenhausen beim »Pan«, 1894/95, endete im September 1895 durch Streit mit dem Freund; später verkehrten sie wieder freundschaftlich-höflich miteinander (vgl. dazu Catherine Krahmers Beitrag in diesem Band sowie Thomas Föhl: Henry van de Velde und Eberhard von Bodenhausen. In: Van de Velde. Ein europäischer Künstler seiner Zeit. Hg. von Klaus-Jürgen Sembach und Birgit Schulte. Köln 1992, S. 169–205). Zu Bodenhausens Biographie insgesamt und zu Hofmannsthals späterem Versuch einer Charakteristik des von ihm hochgeschätzten Freundes vgl. Eberhard von Bodenhausen: Ein Leben.

<sup>53</sup> Meier-Graefes Buch über seine russische Gefangenschaft, »Der Tscheinik«, Berlin: S. Fischer 1918.

<sup>54</sup> Wahrscheinlich der 2. Druck der Marées-Gesellschaft, »Cézannes Aquarelle«. Im selben Jahr erschien auch Meier-Graefes Buch »Cézanne und sein Kreis«.

<sup>55</sup> Vgl. Aus der Werkstatt des Verlags R. Piper & Co. 1904–1926. München 1926, S. 104: »Um jungen Künstlern, für deren Börse unsere Werke zu teuer sind, die Zugänglichkeit auch außerhalb der Galerien zu erleichtern, haben wir unsere Leihgaben eingerichtet. Alle Akademien sowie die öffentlichen und privaten Kunst- und Kunstgewerbeschulen erhalten auf Wunsch unentgeltlich und für geraume Zeit Probedrucke oder Fehldrucke, die wegen ganz geringfügiger Fehler aus der Auflage ausgeschieden wurden.«

Die Krisis der europ. Kultur<sup>56</sup> habe ich schon gelesen und vieles Ausgezeichnete darin gefunden, habe Pannwitz auch schon vor 8 Tagen geschrieben, da mir sein Nürnberger Verleger seine Adresse gab.<sup>57</sup> (Nichtsdestoweniger Dank für Ihren Hinweis). Ich möchte gern ihn für einen Marées-Druck haben<sup>58</sup> –, um so lieber nach Ihren Mitteilungen, die mir auch den Nutzen, den ich ihm vielleicht bringen könnte, nahelegen. Ich denke, ich werde bald Antwort von ihm haben. Schauerlich, kaum hört man von einem neuen Menschen, ist er krank.

Adieu, mein Lieber, immer wenn ich einen Brief von Ihnen erhalte, bedaure ich, Sie so selten zu sehen. Bitte vergessen Sie ja nicht, daß Ihnen die M[arées]-G[esellschaft] im weitesten Umfang zur Verfügung steht. Ich möchte so gerne etwas recht Ordentliches daraus machen.

Ihr JMeier Graefe

ab nächster Woche: Aussee, Steiermark, Obertressen 14.<sup>59</sup>

<sup>56</sup> Rudolf Pannwitz: Die Krisis der europäischen Kultur. Nürnberg 1917. Hofmannsthal engagierte sich in seinem Freundeskreis nachdrücklich für den von ihm »entdeckten« Pannwitz (1881–1969), dessen »Krisis« er begeistert aufnahm. Vgl. dazu BW Pannwitz S. 12–15, 18f., 21–24, 34f. und passim, sowie zahlreiche entsprechende Briefe Hofmannsthals an andere aus dieser Zeit.

<sup>57</sup> Die Briefe von Meier-Graefe an Pannwitz befinden sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach, Pannwitz-Nachlaß. Vgl. Hofmannsthals Brief an Pannwitz: »Meine Aufgabe Ihnen gegenüber sehe ich zum Teil im Herbeischaffen der materiellen Hilfe, so lange es geht, dann darin daß ich die Leute durch Briefe und Reden zu Ihren Büchern hinführe, dadurch wieder dem Verleger [d.i. Hans Carl, Nürnberg. U.R.] die Situation erleichtere, dann auch wieder solche Beziehungen knüpfe, wie die mit Meier Graefe, die nicht ohne geistigen und nicht ohne materiellen Nutzen ist.« (13.8.1918; BW Pannwitz 272)

<sup>58</sup> Der 10. Druck (1919) enthält von Rudolf Pannwitz die Abhandlung »Die Seele des Werkes von Marées« (S. 23–33); Manuskript im Pannwitz-Nachlaß, Deutsches Literaturarchiv Marbach. Vgl. dazu BW Pannwitz 809 und den Brief von Pannwitz an Hofmannsthal: »Dr. Carl hat [...] bedingungslos gestattet [...] dass in den Marées-drucken etwas von mir erscheint.« (BW Pannwitz 251). In Hofmannsthals Bibliothek hat sich der Band mit Anstreichungen erhalten. Pannwitz' Aufsatz wurde wieder abgedruckt in: Gagny 2, 1920. – Über Meier-Graefe schrieb Pannwitz zweimal: »Meier-Graefes »Vincent«. In: Die neue Rundschau 34, 1923, S. 1052–54, und »Die Zeitbedeutung von Meier-Graefe«. In: Julius Meier-Graefe. Widmungen zu seinem sechzigsten Geburtstage, S. 132–34.

<sup>59</sup> Teilabdruck in SW XII 484.

mein lieber Meyer Graefe

wenn Sie sagen, dass ein Brief von mir gelegentlich Ihnen woltuend ist, so kann ich dies vollkommen erwidern. Ich wünsche mir nichts Besseres als Ihre freundschaftliche Aufmerksamkeit oder wenn ich diese schon habe, eine tiefere Schicht derselben zu erringen. Dass ich nicht zu vielen Individuen mich in diesem Verhältnis fühle, werden Sie annehmen.

Ich glaube, dass meine Person nicht leicht zu kennen ist und dass auch mein Oeuvre, soweit man bisher von einem solchen sprechen kann (ich fühle weit mehr vor als hinter mir liegen) ganz ungewöhnlich unübersichtlich ist. Ich habe mir nie Mühe gegeben, das was ich gemacht habe, in Evidenz zu bringen, und habe immer zu viel Selbstgefühl gehabt und andererseits zu viel Mühe mit meiner Entwicklung, um mein relief zu soignieren. Es gehört sehr viel guter Wille dazu, um das Eigentliche hier herauszufinden, und Sie sind geübter, Bilder und Skizzen in dieser grossen toleranten und productiven Art als ensemble zu sehen als wir poetische Werke.

Davon aber genug. Aufmerksamkeit ist schon beinahe Liebe<sup>60</sup> und ich habe die Hoffnung und das Vorgefühl dass uns künftige Jahre noch mehr zueinander führen werden. Es gehört vielleicht nicht unbedingt dazu, dass man einander viel sieht. Ich existiere eigentlich beständig mit Abwesenden.

Dass Sie mir anbieten, in den Publikationen der Marées-gesellschaft etwas von mir zu bringen, ist mir eine Freude und wie die Dinge im Augenblick für mich liegen, auch materiell eine ressource. Aber was?

<sup>60</sup> Vgl. Hofmannsthals Notiz im »Buch der Freunde« »Aufmerksamkeit und Liebe bedingen einander wechselseitig« (RA III 249) und die Notiz zum »Andreas«-Roman: »Sein Element kennen: man lebt wirklich nur unterm Auge der uns Liebenden. / Sacramozo: Aufmerksamkeit ist so viel wie Liebe. (Jenes Wort: ich habe nichts vernachlässigt.) / Ich bitte Sie daß Sie meine Seele mit Aufmerksamkeit behandeln. Wer ist aufmerksam? der Diplomat der Beamte der Arzt der Priester – keiner genug. Jenes Wort: ich habe nichts vernachlässigt wer darf es von sich mit gutem Gewissen sagen.« (SW XXX 108) – »Jenes Wort« wiederum ist ein Zitat Poussins, das nicht nur Otto Grautoff, sondern auch Max Friedländer in seinem Poussin-Buch (München 1914) zitiert, der seine Einleitung damit beschließt (S. 23). Vgl. auch Hugo von Hofmannsthal: Das Buch der Freunde. Hg. von Ernst Zinn. Frankfurt a.M. 1965, S. 153f.

Es gab verschiedenes von mir das der Mühe Wert gewesen wäre, etwa so gebracht zu werden, nun aber ist alles verhandelt. Die Insel bringt demnächst eine seltsame ältere Prosa von mir, eine andre Prosa, eine kurze Novelle, die Ihnen vielleicht gefallen hätte, der Verlag Erich Reiss mit farbigen Illustrationen von Walser, den Ariadnetext, den ich sehr liebe, derselbe Verlag mit Bildchen von Klossowski.<sup>61</sup> So kann ich Ihnen nur etwas Zukünftiges anbieten – etwa einen Aufzug einer Semiramis-Tragödie in Prosa, die diesen Sommer meine Hauptarbeit sein soll – oder etwa einen Teil, der geschlossen wäre, eines Romans, des einzigen wohl, den ich je im Leben schreiben werde, und an dem ich seit 1912 arbeite.<sup>62</sup>

Dann liegt freilich eine oesterreichische Gesellschaftscomödie in Prosa fertig oder fast fertig da – was sollen Sie aber mit dieser anfangen?<sup>63</sup> wer könnte die illustrieren? Oder schwebte Ihnen etwas Bestimmtes oder Unbestimmtes vor? Bitte sagen Sie mirs.

<sup>61</sup> Das Märchen der 672. Nacht. Leipzig: Insel-Verlag 1918 (3. Veröffentlichung der Janus-Presse), und Lucidor. Figuren zu einer ungeschriebenen Komödie. Mit Originalradierungen von Karl Walser. Berlin: Erich Reiss 1919 (Prospero-Drucke. 5) – Erich Klossowski (1875–1949), Maler und Illustrator, Bühnenbildner und Kunstschriftsteller, verheiratet mit der Malerin Baladine Klossowska und Vater des Malers Balthus sowie des Schriftstellers Pierre Klossowski, hatte im Piper-Verlag mit Meier-Graefe den Band über die bedeutende Sammlung Chéramy (München 1908) und einen Band über Daumier (München 1907) publiziert. Für die Drucke der Marées-Gesellschaft steuerte er zu dem Band »Shakespeares Visionen« (Bd. 3, 1918) Originalgraphiken bei. Zunächst sollte er auch Hofmannsthals »Ariadne« illustrieren, was sich aber zerschlug (s. u.).

<sup>62</sup> Der Andreas-Roman (SW XXX).

<sup>63</sup> Zu Hofmannsthals Projekten in dieser Zeit s. seinen Brief an Hermann Bahr: »Nie in meinem ganzen Leben hat das productive Element diesen Raum eingenommen [...] wie in diesen Jahren seit 1916. Das was nach oben will, sind Massen, die ich natürlich seit weit längerer Zeit in mir trage. Ich kann in Kürze sagen: mich beschäftigen fast pausenlos [...] folgende Arbeiten: eine märchenartige Prosaerzählung (aus dem gleichen Complex wie die seit 1914 fertige Oper), diese seit 1912: Hauptarbeit, in beständigem Verwerfen und Verändern langsam gefördert, jetzt dem Abschluß nahe; ein Roman, nicht breiten Umfangs, Jugend und Lebenskrise eines jungen Österreicherers, auf seiner Reise über Venedig nach Toskana, im Sterbejahr der Kaiserin Maria Theresia, diese Arbeit seit 1911; wird noch drei bis vier Jahre zur Vollendung brauchen. / Comödienstoffe, vier vor allem: der Schwierige, ein österreichisches Gesellschaftslustspiel; seit 1908; im vorigen Sommer vollendet, bis auf Kleinigkeiten im letzten Act. – / Silvia im Stern, seit 1907. Immer wieder vorgenommen. – / Herr von Heintl als der Emporkömmling, ein österreichischer bourgeois-gentilhomme, dreiactig; ein genaues Scenar fertig seit 1916. – / Lucidor, eine zarte fast romantische Komödie; in Erzählungsform publiziert schon seit 1910; neuerdings wieder aufgenommen,

Ihr Interesse an Pannwitz ist mir eine grosse Genugtuung. Er ist fraglos einer der merkwürdigsten Menschen, denen ich je begegnet bin, für mich vielleicht *der* merkwürdigste. Aus dem, was Sie kennen tritt Ihnen der ästhetische und politische Denker entgegen, auch dieser nur sehr teilweise. Mir aus Fragmenten des ungeheuren Materials, das ungedruckt da liegt, noch viel mehr der Dichter. Doch geht die ganze Person über diese beiden Kategorien hinaus. Auch was ich davon überblicken kann, sind nur die Küsten, und Teile der Küsten, eines Kontinents.

Ich möchte noch Manches darüber sagen, muss aber zusammenhalten, sonst wird dieser Brief endlos, ohnedies möchte ich Sie dann noch etwas Persönliches bitten.

Pannwitz Situation im Leben ist die denkbar prekärste. Als ich ihn im Herbst fand – in eben jenem kleinen Ort im Salzburgischen wo er *faute de mieux* noch sitzt, war er buchstäblich am Verhungern, er mit einer Frau, vielmehr mehreren Frauen, drei Kindern, einem Lungenkranken höchst merkwürdigen Freund, alles schicksalhaft unlöslich verknotet, acht Menschen im Ganzen, halb todt gehungert.<sup>64</sup> Ich nahm diese ganze Sache auf mich, es war gar nicht anders zu tun, wäre es wieder an dem, ich täte es wieder. Ich gebe ihnen, nachdem ich die ärgsten Schulden gezahlt hatte, 1000 Kronen monatlich, Freunde helfen mir, allein könnte ich es nicht. Diese Summe bedeutet heute in Österreich für 8 Menschen: Gerade-nicht-direct-verhungern. Bodenhausen schenkte mir ungebeten je 10000 Mark für 1919–1920. So konnte ich mich P. gegenüber verpflichten, ihn bis Ende 1920 zu

vielleicht für Musik zu behandeln. / Eine *Semiramis-Ninyas-Tragödie*, geplant 1905, neuerdings durch den Krieg erst in ihrer großen Symbolik begriffen und frisch aufgenommen, mit Reinhardt und Poldy durchgesprochen, von beiden durch eingehendes Verstehen sehr gefördert; meine nächste Arbeit, nach dem Märchen; vermutlich in Prosa. / Eine freie Transcription, in Trochäen, von Calderons ›Leben ein Traum‹. Teilweise niedergeschrieben 1902.« (15.6.1918; Meister und Meisterbriefe um Hermann Bahr. Hg. von Joseph Gregor. Wien 1947, S. 176; Original Österr. Nationalbibliothek Wien).

<sup>64</sup> Pannwitz lebte in ärmlichen Verhältnissen mit seiner Frau Helene Otto (1887–1945) und Tochter Ilse (1907–1962), dem Maler Friedrich Mauracher (1888–1937) und Meta Pohl (1887–1970), ursprünglich Freundin von Mauracher, und ihrer mit Pannwitz gemeinsamen Tochter Sonja (1917–1989; 1919 kam die zweite Tochter Walpurgis dazu) in einer Art Großfamilie. Zunächst unter demselben Dach, dann in unmittelbarer Nähe wohnten außerdem Elisabeth Toussaint (1877–1945) und ihr mit Pannwitz gemeinsamer Sohn Erwin, geboren 1912. Vgl. dazu BW Pannwitz, S. 615, 718 und passim.

subventionieren. Bodenhausen ist todt und die Testamentsvollstrecker teilen mir mit dass sie diese (noch nicht vollzogene) Schenkung zu vollziehen nicht in der Lage sind. Somit fällt die ganze Last auf mich zurück. Dies so ausführlich u. so aufrichtig, damit Sie mir helfen, so weit Sie wollen u. können, lieber Meier Graefe, natürlich nicht Sie persönlich, sondern in anderer Weise: indem Sie den einen oder anderen wohlhabenden und Verstehens fähigen Menschen nicht etwa mit der Bitte um materielle Hilfe angehen, sondern auf die Werke und Person hinweisen – mir und sich die Möglichkeit anbahnen, dass man an einen oder anderen der so Vorbereiteten vielleicht einmal innerhalb nächster Jahre mit der Bitte um Beihilfe herantritt. Ich denke nicht an Riesensummen, ich denke an die Verteilung der Last, so dass mir ein paar Tausend Mark, die von irgendwo zufließen, von grosser woltuender Hilfe wären. Dies wie gesagt, Bitte und Anregung, nicht für den Moment, aber später – können Sie dazu helfen, so bin ich überaus dankbar.

Noch eine kleine Sache: ich komme nicht zu Ende, doch weiss ich, Sie nehmen dies wie das Frühere gut auf.

Ich gebe demnächst bei einem Wien-Schweizer Verlag, der noch über gutes Papier verfügt, drei Bände ›Rodauner Nachträge‹ heraus,<sup>65</sup> Gedichte, Dramatisches u. Prosa, Unveröffentlichtes oder unzugänglich Gewordenes, das ganze in einem anständigen Druck von Drugulin, in nur 150 Exemplaren, das dreibändige Exemplar zum Preise von etwa 180–200 Mark. Der Verlag ist ganz unerfahren, ich muss alles selber tun u. anordnen, und tue es Geldverdienens halber. Nun wäre ich Ihnen unendlich dankbar wenn Sie so gut sein wollten, natürlich nur durch Ihre Secretärin, nicht etwa handschriftlich, mir die Liste der Leute zu geben, die Ihres Erachtens als directe Subscribenten für eine solche Sache aus Interesse für mich oder aus Bibliophilie

<sup>65</sup> Die dreibändigen, bibliophil aufgemachten ›Rodauner Nachträge‹ erschienen 1918 im Amalthea Verlag, Zürich/Leipzig/Wien, in einer einmaligen Auflage von nur einhundertsechzig nummerierten Exemplaren, davon 150 für den Handel. Sie enthalten: 1. Teil. Unveröffentlichte Gedichte. Das Bergwerk zu Falun. Das Leben ein Traum. – 2. Teil. Die Lästigen. Der Sohn des Geisterkönigs. Florindo und die Unbekannte. – 3. Teil. Deutsche Erzähler. Blick auf Jean Paul. Shakespeare und wir. Goethes West-östlicher Divan. Österreichische Bibliothek. Österreich im Spiegel seiner Dichtung. Der Österreicher und der Preusse. Reinhardt'sches Theater. Über die Pantomime. Ariadne. Vgl. dazu auch Hofmannsthal's Brief an Schröder in B II 238f.



in Frage kommen könnten, natürlich *nicht Ihre Person*, die ich genau so ausschliesse wie die Schröders oder Borchardts, aber die paar wohlhabenden Bremer oder Hamburger oder Berliner deren Adressen mir alle fehlen (ich weiss nicht einmal die von Simolin)<sup>66</sup> – und dann die paar Buchhandlungen die für solches in Frage kämen in *Dresden, Bremen* u. *Hamburg*. Ist das sehr unbescheiden?! Quält Sies, so tun Sies nicht, ich schreibe dann an Wolde<sup>67</sup> die gleiche Bitte.

Herzlich der Ihre

Hofmannsthal

[gedr. Briefkopf]

Marées-Gesellschaft Leiter: J. Meier-Graefe, Dresden

Geschäftsstelle: R. Piper & Co., Römerstr. 1, München. Tel. 31445

Dresden, Sedanstr. 39,

Den 4. Juli [1918]

Tel. 10184

Lieber Hofmannsthal!<sup>68</sup>

Sie werden wohl jetzt in Steiermark eingetroffen sein. Ihr Brief hat mich recht gefreut. Manchmal habe ich Ihnen gegenüber ein schlechtes Gewissen, weil es mir früher nicht immer leicht war, zu Ihrem Werk die rechte Stellung zu finden, aus Gründen, die Sie selbst andeuten. Ich bin literarisch einseitig wie ein Mops, komme aber darüber immer mehr hinaus, und mein Wunsch, etwas von Ihnen recht schön herauszugeben, ist Ihnen Beweis. Schade, so eine Novelle wäre

<sup>66</sup> Rudolf Freiherr von Simolin, ein vermöglicher Kunstliebhaber, war mit Meier-Graefes zweiter Frau, Helene, befreundet, mit der Meier-Graefe seit 1917 zusammenlebte. Er gehörte, wie Hofmannsthal, zum zehnköpfigen »Ausschuß« des »Vereins der Freunde der Marées-Gesellschaft«.

<sup>67</sup> Ludwig Wolde (1884–1949), der Sohn eines wohlhabenden Bremer Bankiers, gründete mit Willy Wiegand die »Bremer Presse« und gehörte zum Freundeskreis um Rudolf Alexander Schröder (vgl. dazu Borchardt/Heymel/Schröder. Kat. Marbach, S. 326–330). Als Altphilologe übersetzte er Pindar, Aischylos und Euripides. Seine Wohnung in Berlin, Hohenzollernstraße 15, war ein gesellschaftlicher Treffpunkt der zwanziger Jahre. Meier-Graefe teilte mit Wolde seit Ende der zwanziger Jahre dessen Wohnung, als er aus gesundheitlichen Gründen zumeist in Südfrankreich lebte. Hofmannsthals Tochter Christiane fand 1922 dort vorübergehend eine Unterkunft (vgl. TB Christiane <sup>2</sup>1991, S. 267, und Hofmannsthals Brief an Meier-Graefe vom 23.11.1922).

<sup>68</sup> Teilabdruck des Briefes in SW XXX 370f.

der Papier-Chose wegen am leichtesten realisabel gewesen; aber es geht auch mit dem Roman. Das würde mich persönlich aus X Gründen sehr interessieren und für die M-G wäre es auch sehr schön. Frißt sicher viel Papier, aber für solchen Zweck wäre es da. Wie wir ihn ausstatten, ob nur sehr klein gedruckt oder geschmückt oder illustriert, kann ich erst »nach Einsicht« vorschlagen. Ein heikler Punkt: unsere Drucke sind unsäglich langwierig. Wir können sie nicht, trotzdem ich mit Dampf dahinter bin, nicht überhetzen. Andererseits können wir von lebenden Autoren nur unedierte Sachen bringen. Sie sehen das Problem. Bekommen wir z.B. im Herbst das Manuskript, so ist bei bestem Willen die Veröffentlichung erst im Winter 1919 möglich. 6 Monate müßte alsdann der Roman für uns reserviert bleiben, sagen wir bis April 1920. Unsere Publikation von Hauptmanns hübscher Novelle, die ich gern gebracht hätte,<sup>69</sup> ist daran gescheitert (törichterweise notabene, denn es ist ganz wurst, ob so etwas ein Jahr früher oder später herauskommt). Frage also, ob solche Zeitdispositionen im Prinzip möglich sind. Beim Theater geht es nicht. Das Datum der Aufführung läßt sich nicht kommandieren. Bei dem Roman ginge es vielleicht. Wir würden 200 Exemplare drucken. Überlegen Sie, es hat keine Eile. Ein Akt eines Stückes ginge nicht gut. Es müßte schon das ganze sein.

Von Pannwitz hätte ich gern ein Stück oder so etwas,<sup>70</sup> habe ihm geschrieben, mir doch wenn möglich etwas von dem unveröffentlichten Material zum Lesen zu geben. Wenn Sie ihm bei der Auswahl raten können, bitte ich darum. Daß der Tod Bodenhausens für Ihr schönes Verhalten zu Pannwitz diese Konsequenzen gehabt hat, ist, ganz allgemein gedacht, pietätlos. Gerade solche Erbschaften sollten respektiert werden, wenn nicht die Not sie verbietet. Enfin! Ersatz? Seit Robby Mendelssohn und mein guter Stern<sup>71</sup> nicht mehr da sind, schwer. Die neuen Mäzene stinken. Immerhin will ich versuchen und

<sup>69</sup> Vermutlich Gerhart Hauptmanns »Der Ketzer von Soana«; Erstdruck in der Neuen Rundschau 29, Heft 1, 1918; erste Buchausgabe bei S. Fischer in Berlin 1918.

<sup>70</sup> Vgl. das Verzeichnis der Werke von Pannwitz in BW Pannwitz 899–907.

<sup>71</sup> Der Berliner Bankier Robert von Mendelssohn (1858–1917), schwedischer Generalkonsul und Mitglied des Zentralausschusses der Reichsbank, engagierte sich als Kunstmäzen für den Kulturbetrieb. Dasselbe galt für Julius Stern (1858–1914), Direktor der Nationalbank für Deutschland. Der Sammler bedeutender französischer und deutscher Impressionisten und Freund Meier-Graefes nahm sich 1914 das Leben.

zunächst mal an Lotte Mendelssohn<sup>72</sup> herangehen, wenn Sie nicht etwa abwinken. Es würde auf die von Ihnen angedeutete Art geschehen. Vielleicht wird im Laufe der Sache ein Brief von Ihnen nötig sein. Erst will ich – immer Ihre Zustimmung vorausgesetzt – ihr mal ein Buch vom ihm schicken, lasse mir aber erst noch seine Dramen kommen.<sup>73</sup>

Hier das Adressen-Material. Ich gebe es Ihnen gern, nur bitte ich Sie, Pipers wegen diskret insofern zu verfahren, daß Sie verschweigen, von wem Sie es haben. (Ich habe nämlich Piper die Verwendung untersagt). Die Buchhandlungen stehen darunter, mehr ist kaum nötig. Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung, wenn Sie mir den *Prospekt* zur Durchsicht einsenden wollen.<sup>74</sup>

Zu Pannwitz fällt mir ein: es giebt einen *sehr* reichen Sammler, Herrn M. Pannwitz<sup>75</sup> in Berlin (Ekel!). Ist er mit P. verwandt? Piper schätzt übrigens Pannwitz auch sehr. Ihm habe P. gesagt, er sei »saniert«. Das war natürlich vor Bodenhausens Tod. Dumme Geschichte! Mich ärgert der Fall mit den Testamentsvollstreckern.

Herzlich

Ihr Meier Graefe

6 VII. 18. Bad Aussee, Steiermark Obertressen 14.

Lieber Meyer Graefe

alles was Sie mir anbieten, ist so freundlich und sympathisch, ich nehme es gerne an. Über die B'schen Testamentsexecutoren darf man

<sup>72</sup> Giulietta von Mendelssohn, die Ehefrau von Robert von Mendelssohn, war eine Enkelin des Komponisten und Gesangspädagogen Giovanni Battista Gordigiani (1795–1871); als Sängerin und Pianistin sowie als Freundin der Duse wird sie verschiedentlich in Briefen erwähnt. Im Nachlaß Hofmannsthals haben sich zwei Briefe von ihr erhalten.

<sup>73</sup> Rudolf Pannwitz: *Dionysische Tragödien*. Hans Carl: Nürnberg 1913.

<sup>74</sup> Vermutlich der von Hofmannsthal verfaßte »Aufruf zur Pannwitz-Spende« aus dem Jahre 1919, unterzeichnet von Hermann Bahr, Wilhelm von Hebra, Hugo von Hofmannsthal, Julius Meier-Graefe, Reinhard Piper, Josef Redlich, Alexander Freiherr von Spitzmüller, Hugo Vinzenz Fürst zu Windisch-Graetz (Alewyn-Nachlaß, Deutsches Literaturarchiv Marbach); Abdruck in *BW Pannwitz* Abb. 17 und Erläuterung S. 829f.

<sup>75</sup> Möglicherweise Max Pannwitz, welcher als Übersetzer von Guiguelmo Ferreros sechsbändigem Werk »Größe und Niedergang Roms« (Stuttgart 1908–10) auch Hofmannsthal bekannt war (s. *TB Christiane* <sup>2</sup>1991, S. 125).

nicht ungeduldig urteilen, B. verfügte über ein sehr großes, fürstliches Einkommen und war ein großsinniger Mensch, die Familie hat ein mittleres Vermögen, die Leute müssen nun alles ins Enge bringen, das ist natürlich, für mich ist eine Last, und nicht die einzige solche, ich bin wirklich unendlich dankbar wenn man mir hilft.

Der Vorname von Mendelssohn ist das einzige Wort Ihres Briefes das ich gar nicht lesen konnte, ist es Juliette oder nicht – auf jeden Fall bin ich für alles dankbar u. mit allem einverstanden, was Sie in diesem Sinn anbahnen. Wie stehts mit Piper? Sein Interesse für P.[annwitz] kenne ich. Ist er in grossen oder in beschränkten Verhältnissen? wäre zu denken, dass er mir helfen könnte? Wenn mir im Laufe 1919 von da und dort nur je 1000 oder 2000 Mark zufließen, so summiert sichs doch und enthebt mich der Sorge. Aber quälen Sie sich nicht damit, es ist mir schon viel, wenn ich weiß, Sie wissen darum und behaltens im Auge!

Ihr erneutes Anbieten, etwas von mir in den Schriften der M.G. zu drucken ist gleichfalls reine Freude. Eine Sorge um Papier besteht nicht: wenn ich Ihnen das erste Buch des Romans das sich einigermaßen novellenhaft rundet, zusammenstelle, so ist das, dem Umfange nach, weniger als die Hauptmann'sche Novelle, also keine zehn Bogen, eher nur neun oder acht.

Und ich würde gerne darauf eingehen, daß die ganze Arbeit dann keinesfalls vor, sagen wir December 1920, erscheinen darf. Aber ich kanns frühestens zum Spätherbst oder Frühwinter adjustieren, es ist manches daran zu überschreiben.

Für die Adressen auch vielen Dank. Ich werde den discretesten Gebrauch davon machen, die Listen selber gar nicht aus der Hand geben.

Also nochmal vielen Dank. Die Freude, die Sie vielen Menschen mit den Publicationen der M.G. machen ist sehr groß.

Ich höre nichts anderes.

Ihr Hofmannsthal

Lieber Hofmannsthal

Nein, nicht Julietta, an die Sie vielleicht herangehen können, sondern Lotte, Frau v. Paul v. M.-B.<sup>77</sup> Ich habe ihr heute vorbereitend geschrieben, werde ihr dann etwas von Pannwitz schicken u. dann hingehen. Piper kommt nicht in Betracht in diesem Sinne, wohl als Verleger. Ich hatte das Pannwitz geschrieben, auch die Marées-Ges. zur Verfügung gestellt, aber er schreibt, daß er an dem Verleger in Nürnberg hängt, der wohl auch freundschaftlich für ihn sorgt.<sup>78</sup> Kessler

<sup>76</sup> Teilabdruck in SW XXX 371.

<sup>77</sup> Das Berliner Ehepaar Lotte und Paul von Mendelssohn-Bartholdy besaß eine bedeutende Kunstsammlung und betätigte sich mäzenatisch, indem es u.a. Hugo von Tschudis Museumspolitik durch Leihgaben und Schenkungen unterstützte. Paul von Mendelssohn-Bartholdy war seit 1919 auch Mitglied im Konsortium des »Vereins der Freunde der Marées-Gesellschaft«, dessen Statut explizit die »Unterstützung notleidender begabter Künstler« vorsah (Ganymed 1, 1919, S. 152).

<sup>78</sup> Vgl. dazu den Brief von Pannwitz an Hofmannsthal vom 1./2.9.1917: »Nun noch wie ich zu meinem verleger gekommen bin weil es die typische form meiner schicksale ist und Ihnen doch vielleicht ein bild gibt. seit ich mich von den pädagogischen bestrebungen zurückgezogen hatte bekam ich nichts mehr gedruckt weder bücher noch aufsätze. schliesslich konnte ich auch nichts drucken weil ich all die zeit nach der form rang für so neue komplexe dass ich immer wieder in den wirbel geriet. dennoch wollte ich drucken [...] zu erreichen dass ich gedruckt würde gelang noch jahre lang nicht. [...] Prof. [Arthur] Seidl klagte sein jahrlanges leid über mein schicksal einem musikschüler von sich der druckerei-besitzer durch erbschaft geworden war – mein jetziger drucker – und gab ihm einen aufsatz von mir zu lesen den einzigen in den all mein elend hineingeraten war (ich muss einschreiben dass halben glaubens Prof Simmel • Prof Breysig • die Förster-Nietzsche u. mehrere noch sich ohne erfolg für mich jahre lang bemühten!) der gab ihn seinem vetter Dr. Carl der etwa gleichzeitig die Allgemeine Brauerei u. Hopfenzeitung in Nürnberg geerbt hatte. zuerst wollten nun die beiden mit bekannten verlegern unterhandeln aber das alles wurde nichts. schliesslich blieb Dr. Carl allein übrig und schrieb mir [...] dass er meine werke drucken wolle. [...] er war mit allem einverstanden. ich warnte ihn noch um allem befürchteten unheil zwischen uns vorzubeugen datelkerne zu pflanzen aber er wollte durchaus und wir machten festen vertrag für 10 bände. dabei fiel mir ein dass er nur drei aufsätze und ein dutzend gedichte von mir kannte. aber er legte darauf kein gewicht sondern sagte dass es gedruckt werden müsse sehe er daraus ebenso wie wenn er alles kannte. bemerkenswert ist dass Dr. Carl nicht ein wilder idealist sondern ein Nürnberger geschäftsmann ist. aber er hat zwei getrennte sfären. für mich hat er ja auch einen besonderen verlag gegründet.« (BW Pannwitz 65–67) Hans Carl unterstützte Pannwitz auch durch Vorschüsse.

muß Leute an der Hand haben.<sup>79</sup> Statt des lächerlichen Becher könnte er Erfolg haben.<sup>80</sup> Kommt, wie ich hoffe, Lotte Mendelssohn meiner Bitte freundlich nach, läßt sich durch sie wohl auch noch dieser und jener finden. Lotte Mendelssohn-B. ist leider recht oberflächlich.

Auf Ihren Roman oder das erste Buch des Romans freue ich mich sehr. Also, wenn es so weit ist, bitte ich darum. Ich mache Ihnen dann Vorschläge.

Mit Pannwitz stehe ich in regem Briefwechsel. Er wird etwas für die Mappe mit dreißig Zeichnungen von Hans von Marées schreiben. Manches von ihm ist, scheint mir, ein bischen verdickt und verquollen, er gehört wahrscheinlich zu den Leuten, die einen bei persönlicher Berührung zuerst leicht abstossen, weil er die Abhängigkeit seiner äußerlichen Lage mit möglichst schroffer Unabhängigkeit quittiert. Schriftlich fällt das alles fort. Er hat mir sehr rührend geschrieben, fängt an, Marées kennen zu lernen.

Wenn Sie etwas für unsere M-G gelegentlich tun können, bin ich sehr dankbar. Ich möchte, es ginge mit der II. Reihe der Drucke, die im Herbst erscheint, wie mit der ersten. Für Adressen persönl. Art immer sehr dankbar. Der Prospekt kommt im Oktober heraus, himm-

<sup>79</sup> Auch Harry Graf Kessler gehörte zum Konsortium des »Vereins der Freunde der Marées-Gesellschaft«. Er und Hofmannsthal hatten sich zuletzt Ende März 1917 gesehen und korrespondierten nach langer Pause erst ab 1921 wieder (vgl. BW Kessler 397). Pannwitz wird in ihrem Briefwechsel nicht erwähnt. Kessler protokolliert aber ein Gespräch mit Alfred von Nostitz in der Deutschen Gesellschaft in Berlin am 31.1.1919, in dem er Nostitzs Meinung wiedergibt, hinsichtlich des deutsch-österreichischen Verhältnisses hätten »Hofmannsthals und Pannwitzs Ideen [...] nicht bloß literarischen Reiz gehabt.« (Harry Graf Kessler: Tagebücher 1918 bis 1937. Hg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli. Frankfurt a.M. 1982, S. 116.) Nostitz konnte sich dabei auf »Die Krisis der europäischen Kultur« (Nürnberg 1917) von Pannwitz und auf die als »Grundriß einer deutsch-europäischen Politik« konzipierte Denkschrift »Deutschland und Europa« (Nürnberg 1918) berufen. Er schickte Pannwitz im Juni 1918 das Buch von Hugo Preuss: Das Deutsche Volk und die Politik. Düsseldorf 1915; vgl. BW Pannwitz 251.

<sup>80</sup> Johannes Robert Becher (1891–1958) wurde auf Empfehlung Kesslers von 1916 bis 1924 vom Insel-Verlag unterstützt. Hofmannsthal kritisierte Kesslers Einsatz für junge Autoren wie Becher, Däubler und Werfel (vgl. Brief vom 28.4.1916 in BW Bodenhausen 214; s. dazu auch: Becher und die Insel. Briefe und Dichtungen 1916–1954. Hg. von Rolf Harder und Ilse Siebert. Leipzig 1981, bes. S. 8–10 und 37f., und BW Insel 641).

lisches Programm: Ovid, Dostojewski, Flaubert, Marées, Daumier und ein glänzender moderner Künstler: Rudolf Grossmann.<sup>81</sup>

Schönen Gruß, mein Lieber! Vom 1. August an wohne ich Kaitzerstr. 4. Sie malen mich immer mit y; i genügt.

Ihr alter J. Meier-Graefe

Aussee Obertressen 14.

30 VII. 18.

mein lieber Meier Graefe

fast niemand von all den Menschen die ich zu interessieren suchte, ist auf meine Bitten in der Pannwitz-Sache so lebendig und menschlich eingegangen, schon dadurch haben Sie mir wolgetan – tun Sie nun alles nur wie und bei wem Sie wollen, es wird schließlich schon irgend etwas an Hilfe sich ergeben, ich dank Ihnen schon heute von ganzem Herzen.

Der Mann ist nicht so wie Sie annehmen, sondern in jedem Bezug durchaus außerordentlich und unerwartet: also bei der Begegnung nichts weniger als »verdickt und verquollen« nichts weniger freilich auch als *homme du monde* oder *homme de lettres* – ganz das Gegenteil von dem allen –: höchst interessirt, höchst aufmerksam, grenzenlos verstehend, eingehend, das andere Individuum mit namenloser Kraft in sich aufnehmend, fast in sich hinein fressend – rührend und fast demütig und doch zugleich von einem rasenden angespannten Selbstgefühl, einer dämonischen aber ganz transscendenten Überhebung – völlig asocial, also gar nicht verletzend, kurz in jedem Betracht eigentlich der merkwürdigste Mensch der mir je begegnet ist.

Halten Sie die drei zugänglichen Sachen: Krisis d. europ. Cultur, Formenkunde der Kirche und die Tragödien – von denen ich die beiden letzten, besonders Iphigenie mit dem Gott, höchst außerordentlich finde, zusammen. So haben Sie doch nur eine teilweise Ahnung von dem Menschen – der dabei so unheimlich und gefahrvoll

<sup>81</sup> Die Marées-Drucke wurden zu Reihen zusammengefaßt und zweimal jährlich durch künstlerisch gestaltete Prospekte angekündigt; es erschienen insgesamt 12 Prospekte (vgl. dazu Söhn: Handbuch. Bd. 3, S. 118). Zum Verzeichnis der Drucke s. Anhang.

»deutsch« ist als nur irgend etwas was aus diesem ewig problematischen Volk hervorsteigt.

Auf dem Zettel ein paar Adressen. Auf die neue Serie kann man sich kaum mehr freuen als ich es tu. Welche Woltat um ein Stück Geld etwas Schönes ins Haus zu bekommen statt des qualvollen Gekämpfes um einen Topf Schmalz oder ein Stück Schinken.

Der Ihre, herzlich

H H.

5 VIII. 18. Bad Aussee Obertressen 14.

mein lieber Meier Graefe

als Sie vor ein paar Wochen mir anboten, etwas von mir zu drucken, war ich traurig alles vergeben zu haben an S. Reiss, Insel, Fischer. Ich machte den Vorschlag mit dem Romanfragment, doch bleibt das immer sehr problematisch, immer zusammengestoppeltes Zeug.

Nun ergibt sich dies: Herr Erich Reiß, sonst ein feiner sympathischer Mensch hat mich recht gequält und herumgezogen mit dem Project, meine »Ariadne«, die mir – ganz abgesehen von Strauss' Musik – eines der liebsten meiner Gedichte ist, und sicher eines der persönlichsten – völlig anschließend an jene »kleinen Dramen« meiner 1<sup>ten</sup> Periode – also er liebt die »Ariadne« sehr, wollte sie herausbringen, *farbig* illustriert von Klossowski. Der Vertragsabschluß verzögerte sich von Ende April bis jetzt, ich wurde ungeduldig, endlich löst sich die Sache durch eine lange sehr freundliche Depesche des Herrn Reiß: er sei nicht imstande sich das Material zu sichern; somit gebe er mir die »Ariadne« frei und gebe mir auch Klossowski als Mitarbeiter frei (der Gedanke war von ihm gewesen.) Ich hatte ihm offen geschrieben, dass Sie mir so freundlich entgegengekommen wären und er mich nun um so weniger herumziehen dürfe. Ich bin sehr froh daß sich die Sache à l'amiable gelöst hat. Ich habe nun sein Exemplar der »Ariadne« durch Fürstner direct an Sie schicken lassen – ich wäre sehr glücklich, lieber Meier Graefe, wenn Sie Lust hätten mir dies Ding nun zu machen! Sehr dankbar!

Klossowski steht nun frei. Durchaus kanns auch ein anderer sein, wenn Ihnen ein anderer stärker einleuchtet. Es handelt sich um die Verbindung des Kostümierten mit dem Seelenhaften!

An *farbigen* Schmuck hatte ich allerdings stark gedacht – aber ich füge mich Ihnen gern in allem.

Freundschaftlich Hofmannsthal.

PS. Klossowski hat bereits principiell zugestimmt, doch bindet das Sie natürlich nicht!

Aussee 13 VIII. 18.

mein lieber Meier Graefe

vielen Dank für Ihren Brief vom 9<sup>ten</sup> VIII. *Klossowski hat für eben diese Arbeit schon zugesagt* und E. Reiss gibt mir ihn ausdrücklich für diese Arbeit frei.

Nun leider das Materielle. Ich war mein Leben lang lerge, habe nicht gehandelt, leicht verschenkt und eben weil ich dem Geld nicht nachgelaufen bin, auch leicht verdient. Nun steht es so daß ich mich um Geld umtun muß. – Ganz aufrichtig also und trocken: ich habe von E. Reiss 6000 Mark verlangt, *die er concedirt hatte*. Ich will, damit Sie sehen, wie ich dies ansehe, von vorne herein mich bei Ihnen mit 4000 abfinden. Vergeben Sie wenn ich sage, daß mir das Nicht-absetzen von 200 Exemplaren ganz undenkbar erschiene, und hiebei, bei einer bibliophilen Sache, *absolut irrelevant* ob der Text unveröffentlicht oder veröffentlicht, wofern er von einem namhaften Autor. Dass die Kosten hoch sind bin ich überzeugt, doch hat der Text relativ möglichst wenig Volumen – und ich glaube kaum daß man nach oben sehr streng limitiert ist im Preis: also muß es wohl möglich sein, etwa von 200 x 200 = 40.000 nach Abzug der Kosten diese beiden Honorare herauszuwirtschaften. Bitte antworten Sie mir ganz aufrichtig. Geht es nicht, so bin ich freilich um eine kleine Enttäuschung reicher.

Herzlich

Ihr Hofmannsthal

PS. Die Arbeit von Pannwitz über Marées ist ohne Ihr Buch nicht

denkbar; dies vorausgeschickt scheint sie mir aber höchst außerordentlich.

PS. Bitte dictieren Sie doch immer!

[Postkarte] Aussee 15 VIII 18.

Lieber Meier Graefe,

vom 3 M. [Drei Masken] Verlag hörte ich öfter Nicht-gutes, über Oesterheld nie Ungünstiges. Fischers Theateragentur nimmt von mir 7% Aller der Summen die sie mir vom Theater eintreibt, allerhöchstens wäre 10 % zu concedieren, nach Abrechnung der Ausgaben für Bühnensexemplare etc.

Herzlichen Gruß

Hofmannsthal

[gedr. Briefkopf]

J. Meier-Graefe Dresden, Kaitzerstr. 4.

11. IX. 18

Lieber Hofmannsthal

Ich freue mich Ihnen mitteilen zu können, daß meine Intervention bei Lotte Mendelssohn-Bartholdy von Erfolg begleitet gewesen ist. Sie stellt mir 5000 Mk für Pannwitz zur Verfügung. Soll das Geld an Sie gehen? Vielleicht schreiben Sie mir ein Wort. Ich bin aber wahrscheinlich vom 15. – 27. Sept. verreist und, da in der Schweiz, nicht erreichbar. Eventuell schreiben Sie der Spenderin direkt

Frau L. v. Mendelssohn-Bartholdy  
Börnische Kreis Niederbarnim  
via Berlin

Das Geld wird von ihr und ihrem sehr netten Mann gestiftet.

Ich habe Sonnabend nach Genf zu fahren, um mit Klossowski über Ariadne zu verhandeln; schreibe Ihnen dann.<sup>82</sup>

Von Pannwitz habe ich inzwischen viel Verschiedenes gelesen. Manchmal unternimmt er zu viel. Die Sache über die Tschechen giebt

<sup>82</sup> Statt Erich Klossowski illustrierte dann Willi Nowak die »Ariadne« (39. Druck).

unendlich wenig,<sup>83</sup> und in Kunstdingen versagt er auch zuweilen, wie ich mich neulich überzeugte.

Nicht der Apparat versagt. Ich bewundere immer die Funktion bei ihm, wie er aus jedem Stoff die Verallgemeinerung gewinnt. Aber ich habe zuweilen Angst, er könnte ins Flächige geraten. Der Aufsatz über Marées hat glänzende Dinge, nur nicht einfach genug.<sup>84</sup> Ich komme immer mehr dahin, die Reihe in einer Form zu sehen, die leserlich wie ein Kochbuch ist.

Er ist, Gott sei Dank, nicht unzugänglich und sicher ein prachtvoller Mensch. Schade, daß man seiner nicht habhaft werden kann, solange der Krieg dauert.<sup>85</sup>

Herzlich

Ihr J. Meier Graefe

Bad Aussee 25 IX. [1918]

mein lieber Meier Graefe

Ihr Brief vom 11. IX kam vorgestern 23 IX. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Hilfe in der Pannwitz-Sache. Ich habe Herrn von Mendelssohn-Bartholdy direct sehr warm gedankt, auch den bequemsten Weg für ihn angedeutet, mir das Geld zukommen zu lassen: durch Überweisung an mein Berliner Conto. Ich schrieb an ihn für ihn und sie. Hätte ich vielleicht an die Frau schreiben sollen? Ihre Schrift ist, wie die meine, manchmal im entscheidenden Wort schwer leserlich.

Ihre Anteilnahme [!] an P. ist mir äusserst interessant [!]. Das negative Urteil über die Tschechenaufsätze hat mich allerdings sehr überrascht, denn aus verschiedenen Stellen Ihres ausserordentlichen russi-

<sup>83</sup> Rudolf Pannwitz: Der Geist der Tschechen (Wien: Verlag »Der Friede« 1919). Der Band beruht auf Aufsätzen, die z.T. bereits in der im Januar 1918 gegründeten Wiener Zeitschrift »Der Friede« (hg. von Benno Karpeles) erschienen waren und in ein geplantes umfangreiches Europawerk eingehen sollten. Vgl. BW Pannwitz 682 und 808f.

<sup>84</sup> »Die Seele des Werkes von Marées« für den 10. Druck der Marées-Gesellschaft.

<sup>85</sup> Pannwitz lebte in Österreich (Fürberg, St. Gilgen, Steiermark); kriegsbedingt herrschte Reiseverbot.

schen Tagebuchs<sup>86</sup> hatte ich so sehr das Gefühl das[s] Sie unsern (oesterreichischen) Zustand mit merkwürdiger Intuition verstünden.

Nun haben diese Aufsätze von denen Sie sagen, sie gaben Ihnen »unendlich wenig« – für uns hier eine enorme Bedeutung. Sie sind genau das was wir brauchten, ein höheres Gefäß, nicht zu hohes, unendlich tactvoll die *erste* öffentliche Äußerung die Gewicht, Menschlichkeit u. Offenheit hat in dieser für uns – und für Deutschland – so unendlich brennenden u. so verfahrenen Sache. Ich bin nun doppelt froh, daß ich ihn im vorigen December nach Prag schickte. – Das was Sie so ausdrücken »leserlich wie ein Kochbuch« strebe ich auch an – wir werden es immer nur sehr cum grano salis erreichen, völlig erreichbar ist es dort wo die Sprache ein »sociales« Vehikel (die französische) was bei uns nicht der Fall. Hierüber müsste man sich mit großer Überlegung gegenseitig aufklären. Ich hoffe auf eine Nachricht wegen Ariadne – denke wahrlich nicht Ihnen mit dem kleinen Ding Last zu machen! Ich bin hier bis 15 X. Briefe bitte lieber express.

Der Ihre herzlichst

H H.

[gedr. Briefkopf]

J. Meier-Graefe Dresden, Kaitzerstr. 4.

29. IX [1918]

Lieber Hofmannsthal

Ich bin heute früh zurück, habe in Genf mit Klossowski hin und hergeredet und bin zu der Überzeugung gelangt, daß er nicht geeignet ist. Er brächte wohl die Idylle, nicht die groteske Nuance heraus und ist so *langsam*, daß man ewig warten müßte. In München sprach ich mit Piper. Er ist mit der finanziellen Seite einverstanden. Ich suche nun einen anderen Illustrator, hoffe ihn vielleicht in dem Prager *Nowak* zu finden, dem ich heute gleich telegraphiert habe, damit er herkommt. Er sitzt in Leitmeritz. Ich verfolge ihn seit Jahren. Vielleicht trifft er den Ton. Ist er es nicht, so habe ich noch einen anderen Künstler im Auge. Sie hören von mir, sobald sich etwas kristallisiert.

<sup>86</sup> Gemeint ist wohl »Der Tscheinik« (s.o. den Brief vom 9.6.1918), der in veränderter Form unter dem Titel »Die weiße Straße« (Berlin/Leipzig 1929) wieder erschien.

In der Schweiz habe ich sonderbare Dinge erlebt; wunderbare Dinge gesehen; die Ereignisse an der Front und im Innern gaben die Begleitung. Hoffentlich sehen wir uns bald. Es mag gut sein, daß Pannwitz mit seinem Aufsatz über die Tschechen eine wirksame Gebärde formte, die sich in Österreich von selbst mit Inhalten ausstattet. Unsereins möchte mehr Spezifisches wissen, wir wissen so wenig. Vielleicht ist aber das ganze Problem viel weniger spezifisch als ein Außenstehender glaubt. Man sieht sich zu wenig – das alte Klagelied, das mir auch soeben in einem Brief an Pannwitz in die Feder kam. Und jetzt müßten wir uns vor allen Dingen sehen. Halten Sie mich ja auf dem Laufenden, wenn Sie nach Deutschland kommen.

Herzlich

Ihr J. Meier-Graefe

Aussee 3. X. [1918] (ab 15. X Rodaun)

mein lieber Meier-Graefe

ich bin Ihnen herzlich dankbar daß Sie von der Ariadne-Sache nicht ablassen. Daß Sie mir einen Landsmann, entweder Deutschböhem oder Tschechen aussuchen wollen ist mir besonders lieb. Hoffentlich kommt's nun zustande. Ich bin ja überrascht daß Klossowski nicht vor Ihnen besteht,<sup>87</sup> aber ich habe durchaus die größte Lust zu allem was Sie für gut finden. Nur eines: Sie sagen: das groteske Element – nun ja buffo-element, aber doch ziemlich zahm u. graciös gemeint. Der Kern ist heroisch, nicht idyllisch übrigens. Ich könnte mir das Heroische stark betont denken, als das Stilisierte, sozusagen Sociale, beides könnte reizend sein.

Ein andres: zwei sehr bescheidene Subscribenten der Marées-Drucke, aber zwei sehr dankbare, J. Wassermann u. ich, sind ängstlich weil ihnen beiden für die neue Serie keine Subscriptionsaufforderung zugekommen. Ist vielleicht alles schon im vorhinein vergriffen?

<sup>87</sup> Klossowski bestand durchaus vor Meier-Graefe, er fand ihn lediglich für die Illustration der »Ariadne« nicht geeignet. Klossowski und Meier-Graefe arbeiteten zusammen an dem Puppenspiel »Orlando und Angelica« (Berlin: Paul Cassirer 1912); sie blieben lebenslang enge Freunde.

Noch dies wegen Pannwitz: den Mendelssohn hab ich, wie gesagt, direct gedankt. Ihm selbst möchte ich nur Mitteilung machen, daß Sie meine Action durch reichsdeutsche Freunde beträchtlich gefördert haben, ohne detail, insbesondere ihm nicht die Namen der Spender nennen. Das darum: er ist ein grandioser Mensch, hat aber seine sehr schwer erträglichen Seiten. Wohlhabende Menschen, die ich herangelootst habe, die ihm sehr ausgiebig, sehr freundlich halfen, durch beträchtliche Geldsummen (seit Ende 1917 circa 25000 Kronen) durch Kleider, Nahrungsmittel etc. insultiert er gelegentlich brieflich sehr scharf, wegen leerer [?] Hilfe, unzureichender Activität u.s.f. Dies geht durch sein ganzes Leben. Er hat ein ungeheures (und nicht unberechtigtes) Gefühl von sich selbst, aber ich habe dabei mehrmals einen sehr schweren Stand gehabt. Ich lasse mich durchaus von der Linie nicht abbringen, ihn wirklich frei von Not zu halten, hoffe durch die jetzige Action dazu zu kommen, daß ich ihm für 1919–20 monatlich mindestens 2000 Kronen, vielleicht 2500 gebe, tue daneben pausenlos was ich kann für ihn, bin aber in gewissen eigentlich nebensächlichen Punkten etwas vorsichtig geworden, nenne ihm z.B. nicht die Namen reicher Leute, denn es kam nun schon dreimal zu solchen Dingen, und die Leute springen mir dann ab.

Dies nur zur Erklärung. Sie tun natürlich ihm gegenüber was Sie wollen, nur bitte ich die vorstehenden 20 Zeilen vertraulich zu behandeln. Ich glaube daß ich Anfang Jänner in Berlin sein kann, melde es Ihnen Wochen vorher. Der Moment, der politische, ist ja recht interessant.

Herzlich

Ihr Hofmannsthal

P.S. Ich bat Mendelssohn mir das Geld womöglich nicht nach Wien, sondern auf mein Berliner Conto zu überweisen. Das hat momentan einen technischen Vorteil für mich, übrigens ganz wie Sie's wollen!

[gedr. Briefkopf]

J. Meier-Graefe Dresden, Kaitzerstr. 4.

9. X. 18

Lieber Hofmannsthal!

Besten Dank für Ihren Brief vom 3.<sup>88</sup> Ich habe Pannwitz natürlich nichts von meiner Aktion gesagt. Er braucht weder von Mendelssohn noch von mir etwas zu wissen. Als ich Ihren Brief las – Sie rührender Mensch! – huschte eine Lustspiel-Idee an mir vorüber. Das soll nichts gegen Pannwitz sagen, Sie verstehen schon. Man könnte aus unseren drolligen sozialen Verhältnissen, die ins Künstler-Dasein hineinragen, einmal etwas himmlisch Lustiges machen.

Gegen Klossowski sprach vor allem der unabsehbare Liefertermin und die Unmöglichkeit, bei der weiten Entfernung ihn im Auge zu behalten. Ich glaube, Nowak wird es gut machen. Er war Sonntag hier. Es wird ganz so wie Sie meinen, hoffe ich.<sup>89</sup>

Sehr freue ich mich auf Ihr Kommen im Januar.<sup>90</sup> Wenn Sie nicht zu eilig sind, bleiben Sie doch hier in unserem bescheidenen Fremdenzimmerchen. Es gäbe hier allerlei zu sehen, was Sie sicher noch nicht kennen.

Der Prospekt der II. Reihe unserer Drucke erscheint übermorgen und geht Ihnen sofort zu. Schöne Dinge! Hoffentlich bleibt uns der Erfolg treu. Bei diesen schlimmen Zeiten ist es einigermaßen zweifel-

<sup>88</sup> verbessert aus 9.

<sup>89</sup> Vgl. dazu auch Hofmannsthals Brief an Otto Fürstner vom 7. Juni 1921 in SW XXIV 230f. – Der Ariadne-Druck wurde schließlich 1922 realisiert. Das Impressum lautet: »Dieses neununddreißigste Werk der Marées-Gesellschaft wurde im Sommer neunhundertzweiundzwanzig vollendet. Die Steindrucke wurden unter Aufsicht des Künstlers von Alfred Ruckenbrod, Berlin, gedruckt, der Text von Jakob Hegner in Hellerau. Es wurden achtzig Stücke, numeriert I bis LXXX, auf handgeschöpftes Bütten mit der Unterschrift des Künstlers im Druckvermerk abgezogen. Diese Stücke erhalten außerdem alle großen Steindrucke in Separatabzügen auf Japan, die vom Künstler handschriftlich signiert und in einer besonderen Mappe geliefert werden. Die Stücke I bis XXV erhalten in der gleichen Mappe je ein Original-Aquarell des Künstlers, das für den Steindruck benutzt wurde. Außerdem wurden zweihundertzwanzig Stücke, numeriert 1 bis 220, auf das gleiche handgeschöpfte Büttenpapier abgezogen, die ebenfalls vom Künstler im Druckvermerk signiert wurden. Die erste Ausgabe wurde in Ganzpergament von der Handbinderei der Marées-Gesellschaft gebunden.« – Ausgeliefert wurden die Exemplare erst ab März 1923 (vgl. TB Christiane [1991] 143f.).

<sup>90</sup> Es blieb bei dem Plan.

haft. Sie schreiben von einem zweiten Subskribenten. Soviel ich lese: J. Wassermann. Den haben wir aber nicht. Vielleicht hat er durch eine Buchhandlung bestellt. Bitte um Postkarte mit der Adresse.

Besten Gruß! Nie höre ich von Ihrer Gattin. Hoffentlich geht es ihr gut. Eine schöne Empfehlung

Ihr J Meier Graefe

Rodaun 27 X 18.

mein lieber Meier Graefe

das über Pannwitz Gesagte nahmen Sie, fühle ich, ganz wie ich es meinte: Materie für ein Lustspiel, ja, einerseits ganz Gewicht – andererseits fürchterlich und in tragischer Weise symbolisch – (für heutiges deutsches Wesen) – endlich aber: praktisch ganz nebensächlich, er bleibt für mich derselbe enorme Mensch der er ist. Das für mich Erreichbare (Marées u. Daumier leider in der bescheidensten Ausgabe) bestellte ich heute in München in der vorgeschriebenen Form; hoffentlich komme ich nicht zu spät.

Den Namen lasen Sie richtig: Jacob Wassermann. Er ist ohne Mittel, wenigstens ohne jedes Vermögen, lebt vom Ertrag seiner Arbeiten, mit 4 Kindern, heute, in Oesterreich – Sie ahnen vielleicht was das heißt.

Er kaufte im Sommer beim Buchhändler die Cézanne-mappe, war glücklich.

Ich werde ihn jetzt verständigen, vielleicht möchte er rasend gern die Marées-mappe subscribieren; ich werd ihm sagen, er solle direct an Sie schreiben.

Der Ihre herzlich

Hofmannsthal



Rodaun 25 XII 18.

lieber Meier Graefe

von der Schicksalsgunst die Ihnen mitten in den dunkelsten Tagen widerfahren, habe ich zu meiner innigen Mitfreude durch Moll erfahren.<sup>91</sup> Möge sich nie erkaltende Lebenswärme, Ihr Schönstes, einem jungen Wesen übertragen, Ihnen selber wieder Wärme zurückzugeben.

Von Ihnen und von Ihren Unternehmungen wieder zu hören, bin ich immer verlangend. Wann ich nunmehr nach Berlin komme, kann ich nicht absehen. Möchte das Neue, hart und beschwerlich, endlich da sein, wenn wir nur dies Stockende endlich überwinden.

Herzlich der Ihre

Hofmannsthal

[Anfang 1919]

mein lieber Meyer Graefe

daß Sie meinen Namen auf die Liste gesetzt haben, ist mir nur lieb. Ich will trachten, der Sache hier zu helfen, sobald möglich – d.h. irgend wie übersehbare Verhältnisse da sind – vor allem ein als stabil anzusehendes Verhältnis zwischen Mark u. Kronen (da ich an die formale Durchführung des sogenannten Anschlusses fürs nächste nicht glaube.)

Daß Sie die Ariadne-sache nicht fallen lassen, oder wieder aufgenommen haben, ist mir vor allem als Freundlichkeit von Ihnen sehr woltuend.

Von Nowak sah ich nur einmal hier etwas, es war aber sehr unfrei, sah aus wie ein Renoir.

Wäre das denkbar daß ich einmal ein Probeblatt sähe?

Ich sage dies darum: der Verleger Reiß druckte eine kleine Prosa von mir, die ich recht lieb habe – mit Radierungen von K. Walsler.

<sup>91</sup> Carl Moll hatte Hofmannsthal offensichtlich mitgeteilt, daß Meier-Graefe im November Vater eines Sohnes, Tyll, geworden war.

Von diesen sind einige Blätter so abscheulich, daß es mir eine Qual ist, ich das Ganze lieber ungeschehen haben möchte.<sup>92</sup>

Adieu, lieber Meyer Graefe. Hoffentlich geht es dem Kind gut, und hoffentlich haben Sie erträgliche Tage. – Nun wird die paradoxe Situation dass wir statt wie die Franzosen alle, für welche Krise immer, in einer Stadt an der Krise zu communicieren, so zerstreut herumstizen, doppelt fühlbar.

Ihr Hofmannsthal

Rodaun 15 I 19

mein lieber Meier Graefe

der Bahnwagen, der die Marées-mappen für Wien enthält, ist beraubt worden und meine beiden Mappen (Daumier u Marées) fehlen.

Ich lasse den Betrag den ich Piper dafür schulde, gleichzeitig anweisen, 900 M. denn ich bin ja jedenfalls diesen zu bezahlen schuldig u. vermutlich werd ich ihn auch von der Bahnverwaltung zurückbekommen.

Doch wäre ich immerhin traurig, die Mappen selbst dadurch verloren zu haben. Wäre es denkbar, daß sie mir noch je ein Exemplar reservierten – so daß ich, wenn ich erst sicher bin, daß mir der Geldverlust ersetzt wird, als abermaliger Subscribent auftreten könnte? Das würde mir große Freude machen – doch nur wenn dies Ihnen keine Umstände macht.

In Freundschaft Ihr

Hofmannsthal

PS. An Pannwitz führe ich demnächst circa 25000 Kronen als Resultat meiner Action ab, möcht mich aber dann aus dieser Sache zurückziehen, meine Nerven sind der Form seiner Forderungen und dem Ausmaß dieser, die sich immer ausdehnen, je schwieriger die Zeit für jeden Einzelnen wird, nicht gewachsen. Er bleibt mir einer der merkwürdigsten Menschen unserer Zeit aber zu nahe einer unheimlichen Grenze.

<sup>92</sup> »Lucidor«; vgl. Anm. 61.

[nach Mitte 1919]

mein lieber Meier Graefe

den Ganymed habe ich mit rechter Freude empfangen u. freue mich Ihre nunmehr reiferen Gedanken aufzunehmen.<sup>93</sup>

Ich mußte mich auf der mitfolgenden Karte mit dem bescheidensten Beitrag einschätzen, weiß ja gar nicht, woran ich bin puncto Subsistenzmittel, für den Moment sieht es kläglich aus und für die Zukunft zweifelhaft, sehe ich später eine klare Situation, so will ich mich gerne gleich höher einschätzen. Ich gebe zugleich an Fischer den Auftrag für mich zu bezahlen.

Ziemlich krämerhaft knüpfe ich daran die Frage, ob Sie denn dortseits gar nichts vom Geldersatz für die geraubten Mappen im November gehört haben? Hier fragte meine Frau einmal bei dem Spediteur Bindtner, hörte – es sei noch in der Schwebe. Das kommt mir seltsam vor nach so vielen Monaten.

Ich verlor damals – ungesehen! – die Daumier u. Marées-mappe, traure noch immer darum.

Hoffentlich seh ich Sie im Herbst wieder Aug in Aug. Hoffentlich gedeiht das Kleine! und hoffentlich fühlen Sie wieder Boden unter den Füßen. Außer Alfred Nostitz sah ich keinen Deutschen, bin ganz abgeschnitten von der Welt, zu der ich eigentlich gehöre.

Möge Alles besser werden – wir werden es zu schätzen wissen und wollen aus der neuen Situation das Beste machen!

Ihr Hofmannsthal.

<sup>93</sup> »Ganymed. Blätter der Marées-Gesellschaft. Jahrbuch für die Kunst«. Hg. von Julius Meier-Graefe (später mit dem Zusatz: geleitet von Wilhelm Hausenstein) erschien von 1919 bis 1923; in Hofmannsthals Bibliothek befindet sich noch Band 1 (Exemplar Nr. 105 – von 300 Exemplaren für die Subskribenten der Marées-Gesellschaft) und Band 3 (Nr. 66). Der 1. Band des »Ganymed« wurde, unter der Rubrik »Kunst und Leben«, mit zwei Beiträgen von Meier-Graefe, »Politisches Geständnis des Künstlers« und »Die doppelte Kurve«, eröffnet.

Rodaun 20. 10. [1919]<sup>94</sup>

Mein lieber Meier-Graefe

es ist so gut und freundlich als möglich von Ihnen, mir die Mappen nun doch zukommen lassen zu wollen – ich nehme sie mit herzlichem Dank als ein wahres Geschenk entgegen, habe aber zum Entgelt meinen sehr tüchtigen und energischen Rechtsanwalt beauftragt, nun hinter der ganzen Sache her zu sein u. zu diesem Zweck mit Bindtners Vertreter sich ins Einvernehmen zu setzen – hoffe also die Mappen dann mit dem mir ersetzten Gelde abermals zu bezahlen.

Dank auch, sehr herzlichen, daß Sie die Ariadne-Sache nicht aus dem Auge lassen.

Meinen Sie bitte nicht, daß ich meinerseits es verschlafe, der Marées-Gesellschaft in unserm armen zerstückelten Österreich Agent zu sein. Aber hier muß sich ja endlich eine andere Situation herstellen – sei es auf katastrophalem oder auf consultativem Wege – damit ein Nachlassen der Valuta-Spannung, die heute 1: 3.75 beträgt – u. erst dann kann meine Tätigkeit einsetzen – dies ist der eine Grund – der andere ist: daß eine normale Correspondenz nach Böhmen wieder möglich wurde, wo man ja die wohlhabenden u. einer [...]sache<sup>95</sup> geneigteren Bekannten u. Freunde noch da und dort sitzen hat – aber solange weder das eine noch das andre eingetreten, sitze ich hier mit gebundenen Händen.

Hoffentlich sieht man sich im Winter.

Herzlich, wie immer der Ihre

Hofmannsthal

Rodaun, am 8. XII. 1919.

Mein lieber Meier-Graefe,

Unlängst sah ich bei Nebhay eine kleine Ausstellung von W. Nowak.

<sup>94</sup> In der maschinenschriftlichen Abschrift im Deutschen Literaturarchiv Marbach, nach der hier zitiert wird, ist der Brief fälschlich auf 1909 datiert; möglicherweise enthält er noch andere Verlesungen.

<sup>95</sup> Textlücke in der Abschrift.

Die Sachen gefielen mir gut, trotz der fühlbaren Abhängigkeit von Renoir und Bonnard. Ich glaube er würde ein Ding wie Ariadne, schwebend zwischen dem Mythischen und dem Gesellschaftlichen ganz reizend illustrieren, aber wie stehts denn damit, verzeihen Sie mir die Ungeduld. Soll er's machen? Kommt's zu Stande? Bitte lassen Sie mich das wissen. Ferner: Sie überraschten mich vor ein paar Monaten durch den gütigen Antrag, mir die beiden verlorenen gegangenen Mappen, Marées und Daumier nun doch zu schicken, damit nicht gerade ich den Verlust zu tragen hätte. Ich war tief gerührt. Indes teilt mir mein Rechtsanwalt mit, nach Rücksprache mit Bindtner, die Sache mit der Rückerstattung stehe nicht aussichtslos, doch dauere bei den Bahnen alles immer lange. Nun möchte ich Ihnen folgenden Vorschlag machen. Wenn Sie mir beide Mappen nochmals schicken lassen, was mir ja die allergrösste Freude wäre, so würde ich die Hälfte des Preises auf jeden Fall sofort an Pieper [!] wieder überweisen lassen. Die andere aber sogleich wenn ich von der Bahnverwaltung das Geld zurückbekomme. Bitte geben Sie mir durch Ihre Sekretärin einen kurzen Bescheid, denn in meiner österreichischen Abgeschnittenheit, freue ich mich seit Sie damals schrieben nun beständig auf die Mappen, aber es kommt nichts.

Von einer märchenartigen Erzählung, an der ich die ganzen Kriegsjahre gearbeitet habe und die Ihnen hoffentlich durch die gewisse Reife der Form (Pannwitz meinte, Verwandtschaft im Streben mit Marées) Vergnügen machen wird, geht sogleich ein Exemplar an Sie sobald das Paket von Fischer mir zukommt.

Anhänglich der Ihre

Hofmannsthal

[gedr. Briefkopf]

J. Meier-Graefe Dresden, Kaitzerstr. 4.

27. XII [1919]

Lieber Hofmannsthal

Heute früh kam Ihr Buch<sup>96</sup> und heute Abend habe ichs schon gelesen – aufgegessen. Wirklich, man ißt diese himmlisch süßen Zaubereien und möchte Ihre Worte haben, um Ihnen für diesen großen Genuß zu

<sup>96</sup> Die Erzählung »Die Frau ohne Schatten« (Berlin 1919).

danken. Vom Metier zu reden: das Buch eines Lebenden, das Flaubert am nächsten kommt, in einer vollkommen eigenen neuen Atmosphäre. Auch so ein Vitrail wie der Julian.<sup>97</sup> Herrlich übrigens die fast flandrische Passage mit dem Dinner bei dem Färber – Schlag ab, du Schlachter, ab vom Kalbe etc.<sup>98</sup> Kleinod der Sprache und der Vision. Ich gratuliere Ihnen herzlich. Das ist ein ganz großer Schlag. Ich will nun nochmal langsam lesen, habe den Eindruck: Ihr Meisterwerk bis dato!

Ich war zur Premiere der Oper nicht hier, traf Strauss auf der Bahn, der mir viel Gutes von der Wiener Aufführung erzählte.<sup>99</sup> Kann mir eigentlich nicht recht denken, was Strauss Ihrer Musik hinzufügen konnte. Man hört viel Zweifelhafes darüber von den nicht eingeschworenen Straussverehrern.

Morgen kommt Lutz Wolde zu uns und demnächst Rudi Schröder. Er hat gräßliche Geschichten mit Borchardt durchgemacht.<sup>100</sup> Borchardt ist ein armer Teufel. Freue mich über Ihr Buch mit Lutz zu reden. Über Ariadne hören Sie Mitte Januar. Nowak scheint die Sache zu treffen. Er war bis vor kurzem nicht erreichbar und sitzt jetzt in Berlin.

Ich stelle gerade eine schöne Renoir-Mappe zusammen.<sup>101</sup> Wenn Sie bei Wiener Bekannten eine schöne Zeichnung oder Pastell wissen, bitte um einen Wink. Überhaupt steckt in Wien allerlei, was ich gern für die Marées-Ges. brauchte z.B. die schönen Zeichnungen von Rubens,<sup>102</sup> aber es scheint schwierig, ihrer habhaft zu werden. Ich müßte mal hinfahren und das ist bei aller Freude, Bekannte wiederzusehen,

<sup>97</sup> Anspielung auf den Schluß von Gustave Flauberts »Die Legende von Sankt Julianus, dem Gastfreien« (7. Marées-Druck), der im Original lautet: »Et voilà l'histoire de saint Julien l'Hospitalier, telle à peu près qu'on la trouve, sur un vitrail d'église, dans mon pays.«

<sup>98</sup> Hugo von Hofmannsthal: Die Frau ohne Schatten. Berlin 1919, S. 64.

<sup>99</sup> »Die Frau ohne Schatten« hatte in der Wiener Hofoper am 10. Oktober 1919 unter der musikalischen Leitung von Franz Schalk Premiere; die deutsche Erstaufführung fand am 22.10.1919 in Dresden statt.

<sup>100</sup> Bezieht sich auf die persönlichen Schwierigkeiten, die durch Borchardts Scheidung von seiner Frau Karoline im Herbst 1919 und seine Beziehung zu Schröders Nichte Marie Luise Voigt, die er 1917 kennengelernt hatte und deren Heirat bis 1920 aufgeschoben werden mußte, entstanden. Vgl. dazu auch BW Degenfeld (1986) 419–423.

<sup>101</sup> 24. Druck.

<sup>102</sup> Für den 28. Druck der Marées-Gesellschaft.

keine einfache Sache. Wie ich höre bessern sich jetzt ein wenig die Wiener Misere.<sup>103</sup> Ich will es dem armen Wien wünschen

Herzlich

Ihr J Meier Graefe

Rodaun 19 II 20.

mein lieber Meier Graefe

was Sie mir über meine Erzählung geschrieben, hat mir im Tiefsten wolgetan. Es schiebt sich ja, wie man älter wird, die Welt eigentümlich zusammen, und sie wird dabei steiler, nicht flacher. Sehr wenige Menschen bleiben, deren Urteil einem etwas bedeutet, dieser wenigen Urteil aber wird immer gewichtiger, der Begriff der ›Leute im Allgemeinen‹ aber löst sich auf wie Nebel. – Ich hab es Ihnen schon einmal ausgesprochen, daß ich successive in den letzten 10 Jahren Ihren Wert immer deutlicher zu erkennen gelernt habe. Dies bestätigt sich mir immer wieder. Unlängst, am Krankenbett meiner Frau, innerlich unruhig u. durch kein Buch leicht zu fixieren, habe [ich] Ihren Delacroix, Text u. Bilder, mit gleich tiefem Genuß wieder in mich aufgenommen und bin mir im Reinen darüber, daß diese ganze Reihe Ihrer Publicationen zu dem Wenigen gehört, wodurch der Nation – ich weiß kein anderes Wort: bezeichnen will ich die unglückliche problematische Gemeinschaft der redenden u. denkenden Menschen – wirklich etwas *gegeben* ist. Ihre Bedeutung für die junge Generation – oder die zwei jetzt hinter uns schon heranwachsenden Generationen – muß, ob Sie selber dessen deutlich gewahr werden oder nicht – eine sehr große sein. Tatsächlich wirkt Ihre Person als der Punct, um den sich eine Schwenkung des Aufmarsches im Geistig-eruptiven vollzieht, und Sie mögen, wenn man es später im Großen sehen wird, als ein ähnlicher Machtfactor angesehen werden, als wir heute die Brüder Grimm etwa anzusehen gewohnt sind. Sie werden viele Nachfolger haben u. Epi-

<sup>103</sup> Die kriegsbedingten Versorgungsschwierigkeiten in Wien.

gonen aller Art; einer davon, u. recht geistreich, ist mir schon in W. Hausenstein entgegengetreten.<sup>104</sup> –

Daß Sie den Wert meiner Erzählung erkennen, ist mir schon eine große Stärkung; noch besonders, dass Sie sie mit Flaubert zusammenstellen, von dem ich weiß was er Ihnen bedeutet.

Vielleicht darf ich gerade Ihnen sagen, daß es – fern von jeder Vergleichung – das Schaffen von Delacroix ist, an dem ich mich in einzelnen intuitiven Augenblicken, über meinen eigenen Weg orientiere – der so eigentümlich, folgerichtig u. zugleich für jeden oberflächlichen Zuschauer bis zum Widerwillen desorientierend ist. Tatsächlich steht alles, was ich hervorgebracht habe, in dunklem organischen Zusammenhang. Aber man muss den Schlüssel für das eigentlich Kunstmäßige im Dichterischen haben, um auf diese Zusammenhänge zu kommen – und wer hätte den unter den Deutschen, die nur für das Stoffliche u. seine Nachgeburt, das Sentimentale, einen Sinn aufbringen. Tatsächlich fühle ich mich unter dieser Nation, in deren Sprache ich dichte, manchmal isoliert bis zum Grausigen, und wenn man mich lobt, noch gespenstischer unverstanden als wenn man mich anzugreifen glaubt.

Pannwitz, in einem seiner schönen Briefe, brachte mein Geschick einmal mit dem von Marées zusammen – und auch daran mag viel Wahres sein. –<sup>105</sup>

Im Augenblick bringt die Post einen Laufzettel, woraus ich ersehe, daß die Mappen, 31. XII. von Dresden an mich gütig abgesandt, u.

<sup>104</sup> Wilhelm Hausenstein, der sich als Schüler Meier-Graefes betrachtete, betreute mit ihm gemeinsam die Bände 3 und 4 (1921/22) des ›Ganymed. Jahrbuch für die Kunst‹ (vgl. Wilhelm Hausenstein: Die bildende Kunst der Gegenwart. Stuttgart/Berlin 1914, S. 309).

<sup>105</sup> Vgl. BW Pannwitz 257 und 297: ›das ist Ihr eigentichstes und auszeichnendstes. und auch dasjenige worin wir so nah zusammentreffen. jenes zarte was solche die Sie nicht verstehn für *nur* schwäche nehmen und was ursprünglich gewiss *auch* schwäche ist haben Sie zu einer äussersten elastizität angespannt und so ist es Ihre gröszte kraft geworden womit Sie bewältigen was die ›starken‹ nie auch nur versuchen würden. ich möchte hier etwas über die geschlechter einschalten. man hört so oft Sie wären ›weiblich‹ und das ist so grundfälsch. es steckt dahinter das ganz abgebrauchte ideal des ungeistigen mannes. Sie – ebenso Marées mit dem Sie manche verwandtschaft haben (nur ist er ursprünglich mehr norden Sie mehr süden) sind gerade typische männer. Sie (wie marées nicht so) mit einbegriffnem weiblichen pol aber von einem wie auch gehemmt (die hemmung zeitkrankheit) intensiven geistigen *wollen* und *machen*. Sie haben ein bild nach dem Sie umbilden. und Ihre bewusstheit und stärke wird glaube ich dauernd wachsen.‹ (6. 7. 1918; ebd. 257).

von mir mit solcher Vorfreude erwartet, anscheinend abermals verloren gegangen sind! –

Ich wollte so gern Ende Februar nach Leipzig fahren, dort Verlags-sachen ordnen u. dann für ein paar Tage zu Ihnen kommen, auch die Bilder u. das chines. Porzellan in Dresden wiedersehen u. so. Nun ist aber meine Frau seit 5 Wochen zu Bett, u. ich selbst habe eine schwere rheumatische Grippe durchgemacht u. bin heute den ersten Tag außer Bett – so wird, da man bis Salzburg vielleicht stehend u. in eiskaltem Wagen reisen müsste, daraus wohl wieder nichts werden.

Gedenken Sie meiner manchmal so gut wie ich Ihrer.

Ihr Hofmannsthal

[gedr. Adresse]

Dresden, Kaitzerstr. 4

26/II [1920]

Mein lieber Hofmannsthal

Ihr rührender, lieber Brief – haben Sie vielen Dank. Ich kann mir schon denken, daß Sie sich so isoliert fühlen in der Nation, zumal die politische Misere dazu allerlei beiträgt, aber es kommt ja nur darauf an, daß man sich als Künstler in dem Zusammenhang, für den man wirkt, nicht allein fühlt, daß man den Organismus seiner Sache spürt – und das fühlen Sie, haben Recht es zu fühlen, und es geht auch – das übersehen Sie – vielen anderen ein, die Ihre Werke kennen. Ich hätte ja viel eher Anlaß, skeptisch zu denken, denn meine Wirksamkeit hat nicht im mindesten den unendlichen Unsinn gehindert, der jetzt allenthalben in der Kunst getrieben wird. Aber auch ich sage mir, alles das ist Fiktion. Es ist das Schlimme bei Pannwitz, daß er diese Fiktion nicht sieht und sich einbildet, mit seinen Büchern an das Chaos heranzukommen, helfen, aufbauen zu können. Man kann sich immer nur selbst aufbauen und hoffen, daß, wenn man damit halbwegs fertig wird, der Bau als Ganzes anderen Bauern helfen kann, nicht etwa der blödsinnigen Masse. Bei Ihnen wird das ein wundervolles Chateau, in dem man schon heute wohnt. Bei mir – mein Lieber, – ich bin tief durchdrungen von meiner belanglosen Improvisa-

tion. Ich habe allerlei Organisches in der Empfindung, aber es fehlt an Zusammenhängen mit größeren Komplexen, ich bin auch zu ungebildet, kann nur nachholen, was eine liederliche Selbsterziehung in der Jugend versäumt hat. Enfin, vielleicht bringe ich nochmal den anständigen Roman zusammen,<sup>106</sup> die Verallgemeinerung, die bisher meiner Sache fehlt. Nur alt werden, Hofmannsthal! Unsere Umwege verlangen hundert Jahre.

Doch, es trifft wohl etwas von Delacroix auf Sie zu, und der Vergleich giebt manche Perspektiven. Man spürt bei Ihnen auch etwas von dem subjektivierten Barock, das Delacroix zu dem schönen Conventionalismus verhalf, den ich fast am höchsten bei ihm schätze. Auch Sie bekommen fertig, mit ganz abgelegenen Dingen so zu verfahren, als seien Sie noch im normalen Fluß gegenwärtiger Entwicklung. Die Frau ohne Schatten erinnerte mich sehr stark an die himmlische Verstiegenheit Flauberts – Sie wissen, wie ich's meine. Wie unendlich billig ist die heute gewohnte lächelnde Kritik, die mit dem Artistentum dieses Helden des Geistes – vielleicht tragischen Helden – kurzen Prozeß macht.

Lieber Hofmannsthal, Sie schreiben, Sie hätten vorgehabt, nach Leipzig zu fahren. Fassen Sie sich ein Herz und kommen Sie auf ein paar Wochen zu uns. Wir haben ein einfaches Fremdenzimmerchen. Dresden im Frühjahr ist bezaubernd. Wir haben ein nettes Haus, genug zu essen, meine Frau No II wird Ihnen gefallen.<sup>107</sup> Sie müßten sich etwas zu arbeiten mitbringen, denn ich führe ein arg arbeitsames Dasein, aber es bleibt Zeit zum Plaudern genug. Ich schreibe Ihnen das nicht »so«, sondern von einem herzlichen Wunsch getrieben. Wir sollten mal ein bischen zusammen sein. Man sollte solche Sachen machen. Früher war das selbstverständlich, heute hat man nie Zeit. Ich kann wegen der wahnsinnigen Belastung mit der Marées-Ges. nicht frei weg, habe keine genügende Hilfe, muß tausend Bagatellen selbst

<sup>106</sup> Meier-Graefe quälte sich jahrelang mit einem Roman seiner Generation, dem »Vater« (Berlin: S. Fischer 1932; vgl. dazu die Rezension von Joseph Roth in: Ders.: Werke 3. Das journalistische Werk 1929–1939. Hg. von Klaus Westermann. Köln 1989, S. 469–472). – Es ist aber auch möglich, daß er hier allgemein auf sein Fernziel eines großen Romans anspielt, der ihm der Kunstschriftstellerei überlegen erschien.

<sup>107</sup> Helene Lienhardt, geschiedene Schott, war eine enge Freundin von Annette Kolb. Meier-Graefe trennte sich 1925 von ihr, um Annemarie Epstein zu heiraten, die sich nach Meier-Graefes Tod mit Hermann Broch vermählte.

machen, weil wegen der albernen Wohnungsnot das Bureau außerhalb des Hauses fehlt, wo man sich einen ordentlichen Stab von Mitarbeitern hinsetzt, und verbringe mein gegenwärtiges Leben in dem Kampf des Schriftstellers mit dem Verleger, Drucker, Redakteur, die ich alle in einer Person zu vereinen habe. Ihr Kommen wäre eine rechte moralische Hilfe und große Freude.

*Pannwitz*

Ich bin manchmal recht ärgerlich auf ihn. Er schreibt mir Briefe eines entthronten Fürsten an seinen Vasallen und überschwemmt mich mit Literatur. Nachgerade wächst er sich zu einem Nietzsche aus, auch das Christus-Motiv des letzten Nietzsche fehlt nicht. Mir ist diese Seite N.s schon gräßlich genug. Bei ihm hilft einem immer wieder der wundervolle Esprit des Menschen. Bei Pannwitz muß ich mir mit einer abstrakten Anerkennung der geistigen Potenz helfen, die mir unendlich wenig zu geben vermag. Vor ein paar Monaten kam der sehr dringende Wunsch, ihm eine Million zu verschaffen. Ich antwortete mit einem leisen Witz, der ihn vorsichtig mahnte, diesen Stil aufzugeben. Gestern kam nachgerade ein Befehl. Ich kann nicht betteln gehen. Die Menschen, bei denen man nicht eine Million aber ein paar tausend Mark kriegen könnte, sind mir ziemlich gräßlich. Andererseits fühle ich mich aus fast dekorativen Gründen getrieben, keine Butter zu essen, wenn ein im Umfang so bedeutsamer Mensch darbt, und will ihm einfach 5–10000 Mk von meinem Honorar schicken, habe Piper geschrieben, ob der auch was tun will, möchte meine Schenkung als Schneeball benutzen und gebe Ihnen anheim, ob Sie damit eine größere Aktion zu seinen Gunsten anfangen wollen. Sie werden aber auch wohl genug haben. Jedenfalls, diese Summe soll er haben.

Ich kann seine Sachen nicht lesen, einfach weil ich keine Zeit habe, zu ungeduldig und zu ungebildet bin, mit solcher Fresken-Malerei etwas anfangen zu können. Zu helfen ist ihm nicht. Dies ist üble Verstiegtheit im Gegensatz zu Flaubert; deutsches Problem. Es schmerzt einen, wenn man immer wieder einen wundervollen Satz findet, der das glänzende Material beweist. Ich vergehe dann in Bewunderung und Wut.

Vorigen Sonntag war die Trauerfeier für meinen alten Dehmel in Berlin. Schauerlich! Man hatte mich gebeten und ich habe abgelehnt,

weil ich Dehmel zu gern habe, um ihm mit Kompromissen zu kommen, zu denen mich nun mal seine Dichtung nötigen würde, und fand es nicht genügend, ihn, den geraden tüchtigen Kerl, mit Redensarten abzuspüren. Dafür hatte Schleich den speech übernommen. Es war kaum anzuhören und ich hörte mit tiefer Scham zu – Pastoren-Gewäsch, das in die Hymne auf die trauernde Witwe ausklang, die dem Dichter alles gegeben habe.<sup>108</sup> Isi saß sphinxhaft da, genau so wie damals in München bei Bierbaum, als Dehmel uns seine Zwei Menschen vorlas, dieses hübsche Zeugnis der Wirksamkeit der entsetzlichen Isi.<sup>109</sup> Wir versaufen in Banalität, sobald man nur einen Schritt auf die Straße tut.

<sup>108</sup> Richard Dehmel war am 8. Februar 1920 in Blankenese gestorben. Der bekannte Berliner Chirurg und Erfinder der Lokalanästhesie Carl Ludwig Schleich (1859–1922), der neben fachwissenschaftlichen Abhandlungen auch weltanschaulich-populärwissenschaftliche Schriften, schließlich den Memoirenbestseller »Besonnte Vergangenheit« schrieb, war ein enger Freund Dehmels. Seine Grabrede wurde unter dem Titel »Erinnerungen an Richard Dehmel. Mit dem letzten Gedicht Dehmels« im Tage-Buch 1, 1920, S. 292–302 gedruckt. Der Schlussspassus der Rede lautet: »Mit großem Schmerz gedenke ich an dieser Stelle seiner getreuen Frau Isi, die auf ihn einen ungeheuren, nie versagenden, sein Feuer besänftigenden Einfluß gehabt hat. Sein edelstes Werk »Die zwei Menschen« sind sein Bekenntnis einer unzerreißlichen höchsten Bindung des wilden Mannesherzens an die Schönheit einer erhabenen Frauenseele! / Sein letztes Gedicht war eine Hymne an diese Außerordentliche.« Abschließend folgt die zitierte »Hymne«, Dehmels Gedicht »Standbild« (ebd. S. 302).

<sup>109</sup> Einer von Dehmels bekanntesten lyrischen Texten, der »Roman in Romanzen« »Zwei Menschen« (1895 konzipiert, ab 1900 in Teilen veröffentlicht, 1903 erschienen), welcher die Macht des Eros feiert. Meier-Graefe hatte sich schon 1901 in einem Brief an Dehmel kritisch darüber geäußert: »Ich war neulich in München & las dort Korrekturen Deines Romans in Romanzen mit der gewissen Stelle, wo Du mit Konsonanten arbeitest »WrWlt«. / Ich gestehe Dir, ich begreife die Inselleute u namentlich Bierbaum, der Dir nahe steht, ebenso wenig wie Dich, dass so etwas gedruckt wird. Du wirst mich wohl für den Philister halten, der nicht begreift, dass man in gewissen Höhepunkten über die Stränge schlägt. Aber man thut es nicht in so einem Werk. [...] Herrgott, denk doch mal an Goethe, glaubst Du denn dass so etwas überhaupt noch im entferntesten mit Poesie zu thun hat, in der nächsten Fortsetzung wirst Du an der betreffenden Stelle vielleicht ein paar Noten drucken lassen [...]« (Dehmel-Archiv, Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg; frdl. Mitteilung von Catherine Kraemer.) Dehmel und Meier-Graefe kannten sich schon aus der »Pan«-Zeit, an dessen Gründung sie beide aktiv beteiligt waren, und aus dem Berliner Künstlerlokal »Zum schwarzen Ferkel«, in dem u.a. Munch, Przybyszewski und Strindberg verkehrten. Vgl. dazu Peter-Klaus Schuster: Leben wie ein Dichter – Richard Dehmel und die bildenden Künste. In: Ideengeschichte und Kunstwissenschaft. Philosophie und bildende Kunst im Kaiserreich. Hg. von Ekkehard Mai u.a. Berlin 1983, S. 181–222. – Über

Das wäre denn doch toll, wenn wieder unsere Drucke zum Teufel wären. Ich lasse auch von hier einen Laufzettel los.

Ich versuche für eine für den Herbst geplante Rubens-Mappe die Zeichnungen der Albertina loszueisen. Mell und Glück sind dafür tätig.<sup>110</sup>

Ich wünsche Ihrer Gattin mit vielen Grüßen baldigste Genesung. Na, bis mein Brief zu Ihnen kommt, ist sie längst wieder auf und Sie kommen dann wohl ohne Sorge hierher. Man stellt sich übrigens die Reiserei immer schlimmer vor, als sie ist. Übrigens gibt es Schlafwagen!

Adieu, mein lieber Hofmannsthal, ich würde mich freuen, wenn Sie kämen!

Ihr herzlich ergebener

J. Meier-Graefe

Rodaun [Montag] 14 VI 1920.

mein lieber Meier Graefe

sehr betrübt war ich, Mittwoch von meiner italienisch-schweizerischen Reise zurückkehrend, zu vernehmen Sie wären hier gewesen u. gerade den Tag vor meiner Ankunft abgereist.<sup>111</sup> Wie herzlich hätte ich mich gefreut, Sie zu sehen. Gerade drei Tage vor-her [!] sprach ich es in Neubeuern zu der Witwe u. der Schwägerin Eberhard Bodenhausens aus: dass Sie mir u. das von Ihnen Geleistete zu dem Wenigen gehör-

Ida Auerbach, geb. Coblenz, deretwegen Dehmel seine erste Frau und seine Kinder verließ, schreibt Dehmel 1915 an Marie Puppel: »An meine zweite Frau binden mich beiderlei Eigenschaften, vernünftige und leidenschaftliche, Weisheit und Dollheit, Sanftmut und Kampflust. Sie ist Löwin und Gazelle zugleich, die vollkommene Debora der Bibel; erst mit ihr zusammen hat sich mein Innenleben in sicheres Gleichgewicht gesetzt und erst Recht mein Wirken nach außen hin. [...] Du könntest mir nie wieder näher treten, wenn Du nicht auch meiner Lebensgefährtin irgendwelche Neigung entgegenbrächtest (von Achtung gar nicht zu reden).« Richard Dehmel: *Ausgewählte Briefe 1902–1920*. Berlin 1923, S. 360.

<sup>110</sup> Für die Rubens-Mappe (28. Druck) schrieb nur Gustav Glück, nicht Max Mell.

<sup>111</sup> Hofmannsthal war Anfang Mai nach Oberitalien gereist und kehrte am 9. Juni über Fribourg, Basel (Besuche bei Nadler und Burckhardt; Zusammentreffen mit Rilke) und Neubeuern (Ottonie von Degenfeld) nach Rodaun zurück.

ten, was einen erfreuend aufrecht bleibt, womit man lebt, rechnet u. woran man seine Fäden anknüpft.

Ich bin in der Gesundheit völlig wieder hergestellt durch drei italienische Wochen beständiger Sonne, und will Vieles in den nächsten Monaten schaffen. Es ist mir selber kaum glaublich wie viel an sehr weit vorwärtsgebrachten Entwürfen da ist. Meine Arbeitsperiode währt, wenn es gut geht, bis in den Spätherbst hinein. Vielleicht darf ich nachher im November etwa, für 8 oder 10 Tage zu Ihnen kommen, als unbeschwerender Gast – das wäre ein freundlicher Gedanke im Voraus.

Ihr Hofmannsthal

PS. In der etwas problematischen Kunstschau sind mir die geschmackvollen Arbeiten von Nowak fast das Liebste. Kommt es dazu dass er die Ariadne macht?

[gedr. Briefkopf]

J. Meier-Graefe Dresden, Kaitzerstr. 4.

21. VI [1920]

Lieber Hofmannsthal

Gleichzeitig mit meiner Rückkehr – ich war noch in Budapest, um die schönen Bronzen bei Meller im Museum wiederzusehen<sup>112</sup> – Ihr Brief, der uns die freundliche Nachricht Ihres Kommens bringt. Herzlich willkommen. Wir sind vom 1. Oktober bis Anfang November in Italien. Vom 10. Nov. an mit Sicherheit hier und dann wäre es reizend, Sie führten Ihr Versprechen aus. Ich denke, daß dann Nowak mit den Arbeiten für die Ariadne so weit fertig sein wird, daß Sie etwas sehen können. Wir haben Schwierigkeiten mit der Technik. Ich möchte natürlich die Illustrationen farbig. Ich hatte dafür eine nette Technik gefunden. Sie erwies sich leider als undurchführbar und wir müssen etwas anderes suchen. Ich hoffe aber die Lösung zu finden.

<sup>112</sup> Vgl. Julius Meier-Graefe: *Kunstpflge in Budapest*. In: *Ganymed* 2, 1920, S. 162–167: »Das Glück der Budapester Museumsleute ist schon fast sprichwörtlich. Dr. Meller hat seine Funde, namentlich die Sammlung von italienischer Kleinplastik aufgestellt [...]« (Ebd., S. 162)

Nowaks Bilder, die Sie in Wien gesehen haben, sind sicher dort die besten; seine Illustrationen können aber, glaube ich, überall bestehen.

Schade, daß Sie nicht in Wien waren. Ich fand die Stadt trotzallem wieder himmlisch. Auch dachte ich viel an Sie. Nun vielleicht kann ich im Winter einmal hin. Ich habe die himmlischen Rubens der Albertina dort in Auftrag gegeben.<sup>113</sup>

Freue mich Ihrer Arbeitslust. Hoffentlich sieht man etwas davon im November

Herzlich

Ihr J Meier-Graefe

[gedr. Briefkopf]

Marées-Gesellschaft Leiter: J. Meier-Graefe, Dresden

Geschäftsstelle: R. Piper & Co., Römerstr., München Tel. 20696

Dresden, Kaitzerstr. 4. den 7.7.1920

Lieber Hofmannsthal!

Ich erhielt Ihr Telegramm in der inliegenden Form und rate, was Sie haben wollen. Fest steht der Guys, von dem ich Ihnen noch ein Beleg-Exemplar zum Subskriptionspreis geben lassen kann, und ich freue mich, daß Sie dieses wundervolle Werk noch bekommen. Das andere ist vermutlich der Prometheus, aber der Teufel soll wissen. Jedenfalls lasse ich Ihnen [...] <sup>114</sup>

[Hofmannsthal an Anton Kippenberg; 25. XII. 1920] <sup>115</sup>

[...] ich absolviere von hier aus [Degenershausen bei Ermsleben im Harz. U.R.] Berlin u. dann einen seit langem verabredeten kurzen Besuch bei Meier-Graefe, treffe bei diesem den 3ten ein, treffe dort Schroeder und am 5ten möchten wir beide gemeinsam zu Ihnen fahren.

<sup>113</sup> Für den 28. Druck.

<sup>114</sup> Es handelt sich um den 19. und den 21. Druck. Der Brief ist Fragment; auf der Rückseite Notizen Hofmannsthals (H III 112.28a–28b; Kopie Freies Deutsches Hochstift).

<sup>115</sup> BW Insel 794.

[Widmungsexemplar]

Julius Meier-Graefe: *Cézanne und sein Kreis. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte. Mit 127 Tonätzungen und fünfzehn Heliogravüren. 2. Aufl. München: Piper 1920* <sup>116</sup>

Hugo v Hofmannsthal zur freundlichen Erinnerung an den 3. Januar 1921  
J. Meier-Graefe

[Hofmannsthal an seine Frau; Berlin 7. 1. 1921]

[...] Meier-Graefe ist charmant, so lebendig u. woltuend, in einem reizenden kleinen Haus voll hübscher Sachen [...]

Rodaun 20 I. 21.

mein lieber Meier Graefe

ich sitze bei der Lampe, lese im Ganymed, blättere u. lese, – den Aufsatz über Cézanne's Aquarelle<sup>117</sup> in dem Zarteres u. Richtigeres gesagt ist, als irgend jemand außer Ihnen über solche Gegenstände zu sagen vermag – in Deutschland, in Frankreich haben mir Aufsätze von Jacques Rivière manchmal,<sup>118</sup> die besten, eben so viel gegeben – den einleitenden Aufsatz – Sie finden manchmal eine so kühne rasche zusammenfassende Art, so im Schluss dieses Aufsatzes, aber da sind ein

<sup>116</sup> Freies Deutsches Hochstift Frankfurt a.M.

<sup>117</sup> Julius Meier-Graefe: *Cézanne's Aquarelle*. In: *Ganymed* 2, 1920, S. 80–88 (zugleich das Vorwort für den 2. *Marées*-Druck); eingeleitet wurde der Band mit Meier-Graefes Beitrag »Venedig, das Dix-huitième und die Gegenwart. Betrachtungen zur fünften Reihe der *Marées*-Drucke« (S. 9–14).

<sup>118</sup> Vgl. Hofmannsthals »Hommage« an Jacques Rivière in der *Nouvelle Revue Française* 12, 1925, S. 672f. (wieder abgedruckt in: *GW RA III* 209f.; gekürzte Fassung in: *Die neue Rundschau* 36, 1925, S. 444f.) und Jacques Rivière: *Studien. Übertragen von Hans Jacob. Potsdam 1921*. – Rivière (1886–1925) war seit Gründung der »Nouvelle Revue Française« 1909 bis zu seiner Kriegsgefangenschaft, dann wieder ab 1919 bis zu seinem Tod deren Leiter und prägte den europäisch orientierten Horizont der Zeitschrift. Hofmannsthal zitiert schon 1912 Rivières *Ingres-Essay*. Vgl. dazu Jean Lacouture: *Une adolescence du siècle. Jacques Rivière et la NRF. Paris 1994*.



paar so absurde Druckfehler: Kommers für Kommerz (und *kann* man solche Worte mit *K* schreiben?!) dann parallisiert statt paralysiert – und plötzlich höre ich Ihre Stimme so deutlich, der Dresdner Tag steht so vor mir, mit der gleichen Föhnluft wie heute. Es war, glaub ich, der netteste Tag meiner Reise, ich danke Ihnen sehr sehr dafür, und für Vieles andere. (Die Mappen, jetzt die Venezianer, den Renoir erwart ich noch,<sup>119</sup> sind mir eine solche Freude, mir so ganz anders als einem Sammler, für mich ist viel mehr Vibration darin, viel mehr Allgemeines auch, es strahlt nach vielen Seiten aus.)

Ja richtig, in Berlin, nach einer Generalprobe zu dem »Abenteurer« – wie sonderbar und bewegend, diese vor 22 Jahren geschriebenen Szenen vor sich zu sehen<sup>120</sup> – kam Herr Nowak zu mir mit Entwürfen zu »Ariadne«. Ja, ich weiß nicht. Ist es möglich, ist es wirklich möglich, in diesem Grad eklektisch zu sein, jetzt den Bonnard noch einmal zu machen, den Bonnard von Daphnis u. Chloé?<sup>121</sup> Steckt in dieser Art von Anempfinden nicht etwas Serviles, ein bisserl böhmisch-lakaienhaftes? Ich mußte plötzlich an Orlik denken.<sup>122</sup> Fast ein bisserl vulgär rührte es mich an. Aber vielleicht bin ich viel zu scharf, vielleicht habe ich ganz unrecht. Nein Sie müssen die Sachen anschauen. Ihr Blick ist streng genug, mehr als genug. Vielleicht kann es, alles in allem, ein sehr hübsches Buch werden. Lassen Sie sich ganz von Ihrem Gefühl leiten, wie in allem.

Danke für Dresden, noch einmal.

Ihr Hofmannsthal.

<sup>119</sup> 23. Druck: Venedig im 18. Jahrhundert (noch in Hofmannsthals Bibliothek, Freies Deutsches Hochstift); 24. Druck: Renoir-Mappe.

<sup>120</sup> Im Rahmen einer längeren Reise von Bern über Basel, den Harz (Besuch bei Dora von Bodenhausen), Leipzig und Dresden kam Hofmannsthal auch nach Berlin zur Generalprobe und Premiere von »Florindo« und »Der Abenteurer und die Sängerin« im Deutschen Theater am 7. Januar 1921.

<sup>121</sup> Bonnard hatte 1902 »Daphnis und Chloé«, mit seinen 156 Lithographien eines der Meisterwerke moderner Buchkunst, illustriert. 1914 gestaltete er das Plakat für die Pariser Aufführung von Hofmannsthals und Kesslers »Josephslegende« durch die »Ballets russes«. Vgl. Francis Bouvet: Bonnard. L'Oeuvre gravé. Paris 1981.

<sup>122</sup> Der Maler und Graphiker Emil Orlik (1870–1932), der seit 1905 Professor an der Kunstgewerbeschule in Berlin war und für das Theater Max Reinhardts arbeitete.

mein lieber Meier Graefe

Sie werden sich vielleicht wundern dass die nachfolgende Complication mir solche Sorge macht, dass sie mich seit drei Tagen um vier Uhr früh aufwachen und nicht wieder einschlafen lässt. Aber es sind mir in der letzten Zeit eine Reihe von Dingen in quälender Art quer gegangen, ich bin in Sorge das Haus hier an dem ich seit zwanzig Jahren mit grosser Liebe hänge und das zugleich eine wunderbare Arbeitsstätte ist (durch einen stillen nachbarlosen Garten) zu verlieren, und überhaupt wird die materielle Existenz hier nicht allmählich sondern sprungweise so, dass man nicht mehr aus noch ein weiss – kurz das Paradox dass man ein Künstler ist (und in der kritischsten für die Production entscheidenden Zeit des Lebens) und zugleich ein Vater von drei grossen Kindern u.s.f. tritt auf einmal so scharf und schneidend und ängstigend hervor, wie es vielleicht – unter ganz anderen Umständen – bei Künstlern im XVIII<sup>ten</sup> Jahrhundert fühlbar war. Dazu dies: meine Productivität ist von innen drängend, sie bindet meine ganzen Kräfte und es bleibt mir für die Erwerbseite, die ja etwas ganz Getrenntes ist – keine rechte Kraft, vor allem nicht die Aufmerksamkeit, die dazu nötig wäre; nur noch dies: ich bin einmal von der tiefsten Natur an diese Form gebunden, die dramatische, werde in ihr immer mehr und immer besseres hervorbringen – und in diesem Moment versagt das Instrument: für das was ich mache (ich schicke Ihnen demnächst ein Lustspiel, meine vorletzte Arbeit, aber bitte lesen Sie's zweimal, einmal auf den stofflichen Inhalt hin, dann erst so wie Sie ein Bild aufnehmen, liebevoll synthetisch analysierend) ist eigentlich kein Theater da, weder in Wien noch anderswo – es kann sein dass ich mit dieser ganzen Production vollkommen in der Luft hängen bleibe, wie anders ist da der Maler dran, den die Liebe von zehn Menschen tragen kann. – Das Alles, mein Lieber, ist mir nur so in die Feder geflossen, ich will Ihnen ja von einer ganz concreten Sache sprechen, die ein dummer Zufall compliciert hat.

Sie waren so gut, etwas von mir in den Maréespublicationen bringen zu wollen und ich habe Ihnen selbst die »Ariadne« vorgeschlagen. Der Zustimmung des Verlegers des Textbuches (sowie der Musik)

Herrn Fürstner, glaubte ich sicher sein zu können, so sicher dass ihre spätere formale Einholung als reine Formalität erschien und zwar aus diesem Grunde: Fürstner hat mir vertragsmässig concediert, dass ich von jedem der Textbücher auch eine Buchausgabe bei Fischer machen darf, nur zu höherem Preis als das Textbuch. Eine solche habe ich bei der Ariadne nicht gemacht, also konnte ich mich an den Grundsatz halten: wer das Weitergehende concediert hat, wird das Engere ohne weiters concedieren (eine kleine Auflage einer Luxusausgabe statt einer unbeschränkten Auflage eines Buches.) Ich wollte diesen Januar, als Nowak mir die Zeichnungen brachte u. dadurch die Sache der Realisierung näher rückte, mit F. darüber reden; er war zu krank, um mich zu empfangen; ich wollte dann noch mit seinem Prokuristen drüber reden, da erkrankte auch dieser. So liess ich es einstweilen völlig ruhigen Gemütes auf sich beruhen. Da trat folgender Umstand dazwischen. Eine Münchener Kunstverlagsfirma Bischof hat die drei üblichen Graphiker: Liebermann Slevogt u. Meid gewonnen (u. vertraglich verpflichtet) die Gestaltenwelt der Strauss'schen Opern zum Gegenstand von Graphik zu machen, Liebermann den Rosenkavalier, Slevogt die ›Frau ohne Schatten‹, Meid die ›Ariadne‹ u.s.f. Als Grundlage für die Radierungen sollen *Teile* der Partitur (Seiten mit Noten) und auch *Teile* des Textes dienen. Obwohl nun Strauss diese ihm schmeichelnde Sache, die auch tatsächlich die Fürstner'schen Verlegerrechte in nichts tangiert, bei diesem warm befürwortete, hat Fürstner, der äusserst eifersüchtig und empfindlich darauf ist, *der* Verleger des Strauss'schen Oeuvre zu sein, in dieser Sache den schärfsten Widerstand geleistet, und die Publication wird entweder nicht zu stande kommen oder sie wird nur in der Form zu stande kommen, dass sich Fürstner als Verleger daran associiert.

Von dieser Sache sehe ich nun eine unglückselige Rückwirkung auf die unsrige voraus und das ist eben was mir, im Moment einer gewissen Abspannung und krank vor Sehnsucht, mich irgendwo hin zu setzen und die zwei letzten Acte meiner neuen Arbeit fertig zu kriegen, solche Sorge macht. Es ist dadurch ein so absurdes praecedens geschaffen; und so anders die Sache bei der ›Ariadne‹ liegt so reell bei unserer Publication der Zusammenhang mit dem Strauss'schen oeuvre ist, so muss ich befürchten, dass er in diesem Zusammenhang zu einem negativen Bescheid sich quasi gezwungen sieht, besonders

wenn man die Sache in nächster Zeit zur Sprache bringen müsste, bevor die andere Geschichte so oder so geordnet ist. Inhibiert aber Fürstner Ihre Publication, so bin ich ja, der ich freilich in gutem Glauben und durch Analogieen gestützt, aber, rein geschäftlich genommen, unvorsichtig und unordentlich gehandelt habe (was mir fast nie im Leben passiert ist) ganz abgesehen vom natürlichen Verzicht auf meinen erhofften Gewinn aus dieser Publication, verpflichtet: Nowak, und weiter hinaus Piper zu entschädigen – und gar etwa für masslos teures Papier, das bedruckt wäre u.s.f.

Darum war mein erster Gedanke dieser: Sie zu bitten jedenfalls, die ganze Sache falls der Text schon gedruckt wäre (was ja der allerschlimmste Fall) auf die übernächste (8<sup>te</sup>) Reihe hinauszuschieben, damit mir wenigstens Zeit bleibt, Fürstner, der mir im allgemeinen gut gesinnt ist, in der richtigen Weise und im richtigen Moment zu gewinnen. Sollte der Text noch nicht gedruckt sein, so schienen mir zwei Auswege offen, um wenigstens Nowak zu befriedigen, falls Fürstner endgültig refusierte: 1. dass Sie die Besten der Nowak'schen Blätter statt ein Buch daraus zu machen, in einem der nächsten Ganyemed-Jahrbücher publicierten. Als Text könnte ich dann einen recht schönen imaginären Brief von mir an den Componisten *über Ariadne* zur Verfügung stellen (natürlich unhonoriert!) der circa 250 Zeilen hat. 2. dass das Buch mit den Nowak'schen Bildern erscheint, genau im Format wie Sie es bestimmt hatten, dass aber statt des Textes den Sie ohnedies in Prosa setzen wollten, eine Prosa von mir käme, entweder der obige Brief, oder aber eine Art Spiegelung der ›Ariadne‹ in Prosa (quasi wie wenn der Dichter sein eigenes Werk als Zuschauer anschaute); eine solche Prosa würde ich herstellen; es ist das quälend aber ich will alles tun, um nur leidlich, *und ohne vor allem Sie zu ärgern oder zu quälen*, aus der Sache herauszukommen.

Vor allem aber: ist der Druck des Textes noch hintanzuhalten, und ein paar Monate Zeit zu gewinnen, dann hoffe ich die Sache überhaupt in der ursprünglichen Form zu realisieren. – Vergeben Sie mir, ich kann eins sagen: Ich werds nicht wieder tun, aber es ist wirklich sehr geringes Verschulden u. hauptsächlich ein unglücklicher Zufall.

Von Herzen der Ihre

[Unterschrift fehlt]

Rodaun 13 IV. [1921]

mein lieber Meier Graefe

vielleicht können Sie dies für den Ganymed gebrauchen. Ich schrieb es als Begleitwort zu einer Publication der Handzeichnungen aus der Sammlung Geiger – Rodaun.<sup>123</sup>

Indessen haben Sie meinen kläglichen Brief erhalten und ich den Ihren der die Satzproben enthält. So darf [Textlücke]<sup>124</sup> hoffen, daß noch nichts definitiv gedruckt u. noch nicht das kostbare Papier vertan ist, und noch Zeit vor mir liegt: dann atme ich etwas auf, und hoffe wieder die absurde Sache, worin ja nur Formalism und Empfindlichkeit im Spiel ist, in Ordnung zu bringen.

Möge Ihnen das Lustspiel Freude machen.<sup>125</sup> Es geht mit der gleichen Post.

Den Poussin-brief will ich in diesem Sommer zu schreiben trachten. Wäre nur nicht dieses Muß des Materiellen, das sich immer wieder auf einen wirft wie eine schwere und nicht reinliche Welle, wenn man man zu nah vom Hafen badet.

Herzlich wie immer Ihr

[Unterschrift fehlt]

[Widmungsexemplar]

*Hugo von Hofmannsthal: Der Schwierige. Berlin. S. Fischer 1921*<sup>126</sup>

Meier Graefe in Freundschaft

Hofmannsthal 1921.

<sup>123</sup> Leo Planiczig und Hermann Voss: Handzeichnungen alter Meister aus der Sammlung Dr. Benno Geiger. Mit einem Vorwort von Hugo von Hofmannsthal. Zürich /Leipzig/Wien o. J. (1920) (RA II 331–335). Unter dem Titel »Zu Handzeichnungen« druckte Meier-Graefe im Ganymed 3, 1921, S. 148f., Hofmannsthals »Vorwort« noch einmal ab, gekürzt um die letzten drei Absätze und das die Vorrede abschließende Gedicht Geigers, »Deutschlands Sterbegesang«. – Geiger lebte in unmittelbarer Nachbarschaft Hofmannsthals in Rodaun, war Verfasser mehrerer kunstgeschichtlicher Abhandlungen, darunter eines Kataloges (Berlin 1914) und einer Monographie (Wien 1923) über den italienischen Barock-Maler Magnasco. Geiger veröffentlichte mehrere Gedichtbände. Anlässlich einer Gedicht-Ausgabe von 1939 schrieb Rudolf Borchardt über »Benno Geigers »Idyllen« (Rudolf Borchardt: Prosa I, S. 488–492).

<sup>124</sup> Im Original herausgeschnitten.

<sup>125</sup> Hugo von Hofmannsthal: Der Schwierige. Lustspiel in drei Akten. Berlin: S. Fischer 1921.

<sup>126</sup> Privatbesitz.

[gedr. Briefkopf]

J. Meier-Graefe Dresden, Kaitzerstr. 4.

2. V. 21

Lieber Hofmannsthal

Ihre liebe Frau hat mir telegraphiert, daß Sie verreist sind. Saupech, denn nun ist Nowak in Wien. Natürlich meine Schuld, ich hätte anfragen müssen. Vielleicht kann man sich schriftlich verständigen. Die Hauptsache wird ja davon abhängen, ob Ihnen genug bei den Lithographien oder Aquarellen einfällt, die Nowak schicken wird.

Ich habe den Schwierigen gelesen. Sehr viel charme.<sup>127</sup> Wie wird es auf der Bühne wirken? Zumal auf einer Berliner Bühne... da kann einen grauen. Wird es in Wien zu Ihrer Zufriedenheit gegeben, möchte ich wohl versuchen, hinzukommen, um das Stück zu sehen. Es kann sehr fein werden. Sie haben den Ton sehr echt getroffen und mit dem Ton etwas fast mystisches gemacht, ein Schattenspiel Wiens in vielerlei Hinsicht. Viele Grüße Ihrer Frau und Ihnen

Ihr J Meier-Graefe

Rodaun den 20 V. 21.

mein lieber Meier Graefe

Sie müssen in meinem damaligen Brief übersehen haben, dass ich nach Italien zu gehen im Begriff war. Glücklicherweise fand Nowak hier Beschäftigung, malte ein Porträt u. war ganz zufrieden. Ich kam Sonntag an, sprach Nowak gestern.<sup>128</sup> Seine Blätter zu Ariadne hatte er leider nicht mit, doch hab ich in Berlin einige gesehen, und er zählte mir genau auf, was die Einzelnen darstellen.

Ich sehe daraus: er hat sich genau an das Gedicht gehalten, Vorspiel u. Oper, wie es nun einmal ist. Das müssen wir festhalten. Ich

<sup>127</sup> Die Uraufführung fand am 8. November 1921 im »Residenz-Theater« in München statt, die Berliner Erstaufführung am 30. November 1921. – SW XII 507f. bringt den Brief in Auszügen; meine Transkription weicht an zwei Stellen ab.

<sup>128</sup> Am 19. April 1921 war Hofmannsthal nach Lucca abgereist. Er kehrte am Sonntag, den 15. Mai, nach einem Zwischenaufenthalt in Salzburg, zurück und traf sich am Donnerstag, den 19. Mai, mit Nowak.

könnte nun glaube ich, wie die Dinge jetzt stehen, von Fürstner immerhin, mit einiger Mühe u. de mauvaise grâce, die Autorisation erreichen, den Text zu benutzen. Aber Sie schreiben mir u. Nowak sagt mir, daß Euch beiden mit einer Prosa so viel besser gedient wäre, und die als Prosa gesetzten Verse sind ja wirklich ein odioser Gedanke. So will ich Alles tun, um Sie – und ihn – zu befriedigen, – mir die allergrößte Mühe geben. Ich hatte zuerst diesen Gedanken: fünf kleine imaginäre Biographien zu schreiben: Bacchus Ariadne Zerbinetta Scaramuccio der Dichter. Aber das entfernt sich doch zu weit von den Illustrationen, also habe ich diesen Gedanken wieder aufgegeben. Ich will nun eine Art Spiegelung der Oper – da Nowak ja nun einmal die Oper illustriert hat – im Kopf eines imaginären Zuschauers machen – aber Zuschauers, der Zeitgenosse, also aus dem XVIII<sup>me</sup> ist –. So daß das Ganze zugleich Commentar zu den Bildern, Ersatz für den nichtvorhandenen Text, und zugleich auch etwas Höheres, in sich Geschlossenes ist. – Ich hoffe, ich werde es treffen!

Nicht leicht wird die Benennung sein: vielleicht: eine Phantasie von H.v.H. mit farbigen Zeichnungen über Motive der gleichnamigen Oper von W.N. oder ähnlich..

Ich werde alles tun, auch die von Ihnen gewünschte Zeit einzuhalten, möchte Ihnen, dem ich im Leben nur Gutes u. Freundschaft verdanke, nicht eine unangenehme Stunde bereiten.

Aber nun das Wichtigste: drahten Sie mir sofort wie viel Zeilen in Ihrer Mappe Sie für diese 52 Schriftseiten *mindestens* brauchen (und zu wie vielen Silben die Zeile gerechnet!) und ferner, ob diese Zeilenzahl eventuell (im Fall günstig fließender Erfindung) auch überschritten werden kann.

Mit vielen Grüßen der Ihre

Hofmannsthal.

PS. Von der Prosa dann 2 Jahre lang keinen Gebrauch zu machen, auch länger, sichere ich gerne zu!

[gedr. Briefkopf]

Marées-Gesellschaft Leiter: J. Meier-Graefe, Dresden

Geschäftsstelle: R. Piper & Co., Verlag, München.

Dresden, Kaitzerstr. 4 (Tel. 20696), den

28. Juni 1921.

Lieber Hofmannsthal!<sup>129</sup>

Ich freue mich sehr, dass die Angelegenheit so geordnet ist. Bleibt die Schwierigkeit der Druckanordnung, aber mit der müssen wir nun einmal rechnen. Zu einem Prosasatz der Verse kann ich mich nicht entschliessen. Die Auflage von 300 Exemplaren wird keinesfalls überschritten werden, wahrscheinlich werden wir nur 250 ziehen. Die Exemplare an Herrn Fürstner werden geliefert werden und ebenso wird

<sup>129</sup> Typoskript mit eigenhändiger Unterschrift Meier-Graefes und handschriftlicher Anmerkung von Hofmannsthal; teilveröffentlicht in SW XXIV 231. – Vgl. dazu auch Hofmannsthals Brief an den Musikverleger Otto Fürstner: »Vor ziemlich langer Zeit, ich glaube 1918, machte mir Herr Meier-Graefe, als Herausgeber der Maréesdrucke, einer Reihe von technisch erstklassigen Mappen und illustrierten Büchern in kleinster Auflage, den Vorschlag, einmal etwas von mir in farbigen Lithographien (!) illustriert von einem jüngeren noch unbedeutenden Künstler, Karl Nowak (!), den ich sehr schätze, zu drucken [...]. Ich schrieb damals [...] dass es mich freuen würde [...], die Ariadnedichtung, die ich sehr liebe, einmal in grösserem Format auf gutem Papier hübsch gedruckt vor mir zu sehen. Da es sich um eine einmalige in Subscribentenkreise der Maréesgesellschaft zu placierende Ausgabe von höchstens ein paar hundert Exemplaren handelte, so glaubte ich Ihrer Zustimmung von vornherein sicher sein zu können [...].

Die Durchführung der Sache schien bei der Langsamkeit des Malers in so weiter Ferne, dass ich es bis zu einer gelegentlichen Begegnung mit Ihnen aufschob, davon zu reden [...]. Zu Ende Dezember jetzt bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin, erhielt ich eine darauf bezügliche Depesche von Meier-Graefe und kurz darauf erschien bei mir Herr Nowak mit den farbigen Blättern, an denen er 1 1/2 Jahre gearbeitet hätte und für deren raffinierte Reproduktion seitens des in allen diesen Dingen sehr gewissenhaften Meier-Graefe complizierte Versuche mit schliesslich gutem Resultat unternommen worden waren. Nun stand mir vor der Seele, augenblicklich die Sache mit Ihnen zu besprechen und Ihre Zustimmung einzuholen. Das waren die Tage, in denen Sie leider nicht wohl genug waren, mich zu sehen. [...] ich reiste ab und vergass unglücklicherweise wieder auf die Sache [...] Mitte April, wo Herr Bischoff mit seiner Angelegenheit in Wien erschien, Strauss mich bat, mich für diese bei Ihnen zu verwenden, erhalte ich einen Brief von Meier-Graefe mit Druckproben sowohl jener farbigen Blätter als auch des Ariadne-Textes.

Durch Ihre einfache Zustimmung, dass Sie anstatt einer Fischerschen Buchausgabe diese paar hundert Exemplare concedieren, löst[e] sich nun diese Sache aufs friedlichste [...].« (SW XXIV 230f.)

die von ihm gewünschte Bemerkung in jedem Exemplare angebracht werden.°)

Mit bestem Grusse

Ihr J Meier-Graefe

°) nämlich der Verweis auf den Originalverlag u. die Bemerkung: Copyright 1912 and 1916 by A. Fürstner [handschriftl. Ergänzung von Hofmannsthal]

Bad Aussee 14 X 21.

lieber Meier Graefe

ich freue mich unendlich, dass Sie in Berlin sind. Ich werde dadurch viel lieber wieder hingehen. Sie sind mir sehr viel. – Ich kann nicht zur Premiere des ›Schwierigen‹ hin.<sup>130</sup> Ich habe meinem Arzt versprechen müssen, fürs nächste halbe Jahr dergleichen aufregende u. alle Nerven u. Adern anspannende Dinge zu unterlassen, umso mehr als meine Productivität so ist, dass ich alles tun muss, um im Gleichgewicht zu bleiben.

Ich habe mich im Juli u. August (in Hinterhör) bei dem furchtbaren beständigen Föhnwetter etwas übernommen. In Stunden, wo ich etwas abfiel, hatte ich unglaubliche Recreation von Ihrem Delacroixbuch, das ich der Gräfin D. vor Jahren einmal geschenkt hatte u. nun dort vorfand. (Ich habe es dreimal verschenkt u. besitze nun leider Gottes, kein Exemplar – wäre es irgendwie aufzutreiben?)

Ich glaube Sie sind, in einer Epoche der eitlen Unzulänglichkeit, einer der wenigen erstaunlichen Menschen, die den Wert ihrer eigenen Hervorbringung unterschätzen. Lassen Sie sich das von mir sagen: diese Bücher sind mehr als gut, sie sind bedeutend, gehören zu den sehr wenigen bedeutenden Sachen der Epoche, und der ›Delacroix‹ ist vielleicht das allerbedeutendste.

Bitte gehen Sie hinein, wenn man den ›Schwierigen‹ – mit einem sehr guten für die Figur gut passenden Wiener Schauspieler in der Titelrolle, in den Kammerspielen spielt. Sie waren dem Stück beim Le-

<sup>130</sup> Die Uraufführung des ›Schwierigen‹ (mit Gustav Waldau als Hans Karl) im Münchner Residenztheater fand am 8. November ohne Hofmannsthal statt. Er reiste aber zur Berliner Aufführung am 30. November, die Bernhard Reich inszenierte.

sen kühler, erweisen Sie ihm Freundlichkeit; es wirds Ihnen lohnen; es ist keine schlechtere und keine unbedeutendere Arbeit als das ›Märchen‹ oder ›Ariadne‹.

Der Ihre, sehr herzlich [Unterschrift im Original herausgeschnitten].

PS. Ja die beiden nächsten Publicationen der M.G. werden offenbar ganz herrlich u. man möchte sie um alles subscribieren. Aber wie kann man?

Die zwei Bücher kosten 6000 Mark das sind 150,000 Kronen.

Ich brauche natürlich bei dem absurden Stand der Dinge ein paar Millionen Kronen im Jahr und [muß sie zusa]mmen kriegen!<sup>131</sup>

Entschuldigen Sie, daß ich von dem Kram rede. Ich habe neuerdings Schwierigkeit, die beiden Enden zusammenzubringen, wie man französisch sagt. Aussenstehende träumen immer von massenhaften Auslandsaufführungen Strauss'scher Opern – nicht *eine* davon hat seit Kriegsende stattgefunden!

Verzeihen Sie! – Trotzdem möchte ich die beiden Bände brennend gerne subscribieren. Würde man mir ein Exemplar Slevogt Zauberflöte zurücknehmen, das ich nicht mag?<sup>132</sup>

Aber das reduciert die Sache höchstens um 1/6! Trotzdem bitte halten Sie die beiden Bücher für mich fest. –

Das Honorar für Ariadne wurde 1918 fixiert mit 10,000 M. Damals galt die Mark das sechsfache. Wäre es denkbar, dass ich dementsprechend – natürlich nicht in der gleichen Relation! – mehr bekäme? Dann würde ich mich zu arrangieren trachten!

Ihr Hofmannsthal

[Beiblatt]

Abdruck der Radierung in ›Wort u. Zeit‹ gestatte ich mit Vergnügen und hoffe dass die Redaction auf Grund dieser Zeilen Ihnen das cliché zur Verfügung stellen wird.

Ganz ergebenst

Hofmannsthal

P.S. Antwort verspätet, weil verreist war.

<sup>131</sup> Textverlust

<sup>132</sup> 25. Druck. Schon 1917 schrieb Hofmannsthal: ›Slevogt niemals, das ist für mich erledigt, auch als Zeichner ist er vulgär.‹ BW Degenfeld (1986) 353.

[Widmungsexemplar]

*Julius Meier-Graefe: Eugène Delacroix. Beiträge zu einer Analyse. Mit hundertfünfzig Abbildungen, zwei Facsimiles und einer Anzahl unveröffentlichter Briefe. München: Piper 1913*<sup>133</sup>

Vive le Roi!

s./l. Hofmannsthal in alter Herzlichkeit  
Berlin 16/X 21

J Meier-Graefe

München 7 XII 21.

mein lieber MeierGraefe

es war reizend Sie zu sehen, aber viel zu unausgiebig. Auch, so gehetzt, wie es diese wilde Stadt mit sich bringt. Wie gerne spräche man mit einem Menschen wie Ihnen ein paar Tage hintereinander, jeden Tag stundenlang. Wie nah ist die Erinnerung an den Tag in Dresden. – Ich denke ich komme Ende Januar nochmals nach Berlin, ohne Theatergeschichten, hoffentlich sehe ich Sie dann mehr. Im russischen Theater hoffte ich neben Ihnen zu sein, war dann allein und hatte von der ganzen Sache wenig Freude, obwohl alles gut, ja sehr gut war. Was Sie für das Billet auszulegen so gut waren: so viel ich verstand, 130 Mark, lasse ich durch Fischer überweisen.

Ich hoffe sehr, dass ich in Rodaun dann die beiden schönen Mappen (China und Cézanne's Ahnen) schon vorfinde.<sup>134</sup> Auch das ist ja ein Gespräch mit Ihnen.

Ich bitte das, was ich für die beiden Mappen schulde, von dem mir endgültig genannten Honorar von 12.000 für die »Ariadne« abziehen zu lassen und den Rest gütigst auf mein Conto bei[m] Fischer-Verlag zu überweisen.

Empfehlen Sie mich Frau MeierGraefe aufs angelegentlichste, auch

<sup>133</sup> Hofmannsthal-Bibliothek, Freies Deutsches Hochstift. Vgl. P IV 501: »Meier-Graefes Biographie des Delacroix entbehrte ich jahrelang – ich hatte vor dem Kriege mein Exemplar einem Freunde zum Geschenk gemacht – und empfang es durch die Güte des Verfassers oder des Verlegers (R. Piper) wieder.« (1921)

<sup>134</sup> 32. und 33. Druck.

von meiner Frau viele Grüsse Ihnen beiden.

Der Ihre, sehr herzlich

Hofmannsthal

[Widmungsexemplar]

*Ganymed. Jahrbuch für die Kunst. Hg. von Julius Meier-Graefe. Geleitet von Wilhelm Hausenstein. Bd. 3. München 1921*<sup>135</sup>

Hugo von Hofmannsthal mit herzlichem Gruß  
Berlin 12 I 22

J. Meier-Graefe

Rodaun. 2 V 22.

mein lieber Meier Graefe

darf ich Ihnen durch diese Zeilen Mr. Scotfield Thayer aus New-York einführen, den Herausgeber der Zeitschrift »The Dial«,<sup>136</sup> einen Mann der uns und der Welt unserer Interessen und Freuden sehr eng verbunden ist und mit dem Sie sich ebenso gern unterhalten werden, als ich lebhaft bedaure, ihn hier nicht mehr zu sehen.

Ich freue mich dieser wie jeder Möglichkeit, Sie zu grüssen. Die letzte Berliner Begegnung war recht gehetzt<sup>137</sup> – hoffentlich sehe ich Sie bald.

Ich bin immer herzlich der Ihre.

Hofmannsthal

[Widmungsexemplar]

*Hugo von Hofmannsthal: Das Salzburger Grosse Welttheater. Leipzig: Insel 1922*<sup>138</sup>

Meier Graefe dem seltenen Menschen und ausserordentlichen Schriftsteller herzlich  
Hofmannsthal X 1922 Bad Aussee

<sup>135</sup> Hofmannsthal-Bibliothek, Freies Deutsches Hochstift; vgl. Anm. 93 und 104.

<sup>136</sup> In der amerikanischen Zeitschrift erschien im April 1922 Hofmannsthals »1. Wiener Brief« über das Wiener Theater (Schnitzler, Reinhardt, Strauss). Auch Meier-Graefe war zwischen 1922 und 1924 Beiträger des »Dial«.

<sup>137</sup> Seit 1921 wohnte Meier-Graefe wieder in Berlin.

<sup>138</sup> Privatbesitz.

[gedr. Briefkopf]

J. Meier-Graefe Berlin W. 10 Hohenzollernstr. 17 26/X [1922]

Lieber Hofmannsthal

schönen Dank für das Welt-Theater. Ich habe es in einem Zuge und mit großem Genuß gelesen. So etwas kann keiner außer Ihnen und ich freue mich, daß Sie es sind. Die Gefahren, die mit der Erinnerung an berühmte Muster verbunden sind, haben Sie restlos überwunden. Ich beklage nur, nicht die Aufführung erlebt zu haben, von der mir Rudi viel Schönes erzählte.<sup>139</sup> – Auch für die »Beiträge«, die mir Wiegand schickte, schulde ich Ihnen Dank. Habe bisher nur Vor- und Nachworte gelesen und im Rest geblättert.<sup>140</sup> Sehr nobel im besten Sinne. Sehr richtig, was Sie über die Absicht sagen. Gestalt! Gestalt! das ist mir aus dem Herzen gesprochen.<sup>141</sup> Alles andere ist Blech. Zur Gestalt gehört auch eine starke Fühlung mit der Gegenwart, scheint mir, damit die höchst notwendige, segensreiche und imponierende

<sup>139</sup> Die Uraufführung fand am 12. August 1922 in der Kollegienkirche in Salzburg unter der Regie von Max Reinhardt statt (mit Wiederholungen zwischen dem 13. und 24. August).

<sup>140</sup> Die von Hofmannsthal herausgegebenen »Neuen Deutschen Beiträge« im Verlag der Bremer Presse, die von Ludwig Wolde und Willy Wiegand (1884–1961) gegründet worden war (s. dazu Borchardt/Heymel/Schröder. Kat. Marbach, S. 328–344, hier bes. S. 344). Das erste Heft erschien im Juli 1922 mit folgendem Inhalt: Vorwort. Hugo von Hofmannsthal: Das Salzburger Grosse Welttheater. Rudolf Borchardt: Furchtbarer Frühling. Florens Christian Rang: Goethes Selige Sehnsucht. Norbert von Hellingrath: Hölderlins Wahnsinn. Miscellen: Novalis: Fragmente. Karl Philipp Moritz: Über die bildende Nachahmung des Schönen. Heinrich von Kleist: Über Ludwig von Brockes. Max Mell: Hirtenpiel in Kärnten. Anmerkung des Herausgebers.

<sup>141</sup> Hofmannsthal hatte in den »Neuen Deutschen Beiträgen« programmatisch erklärt, man wolle sich »alles dessen enthalten, worin mehr der ungezügelte Hang zur Abstraktion und eine begrifflich überzüchtete Sprache wirksam wird als tätiges Vermögen. Wir wollen uns durchaus an die Gestalt halten, sowohl in der eigenen Darbringung als in der Betrachtung, und die uferlosen gedanklichen Ausführungen und Entgegenstellungen vermeiden. – Auch die Natur gibt nur durch die Gestalt. Wir vermögen nur die Gestalt zu lieben, und wer die letzte Idee zu lieben vorgibt, der liebt sie immer als Gestalt. Die Gestalt erledigt das Problem, sie beantwortet das Unbeantwortbare. Daß der Begriff aber hier weitherzig gefaßt ist, braucht doch nicht gesagt zu werden! So ist das Äschyleische Trauerspiel Gestalt, aber der Pindarische Hymnus nicht minder, und der Platonische Dialog ebensoviel als der Lehrspruch des Heraklit. Neben den Griechen könnten uns hierin auch die großen Italiener des sechzehnten Jahrhunderts Lehrer sein, von den Unseren aber vor allem und immer wieder Goethe, neben ihm Novalis und Kleist.« (GW RA II 198f.)

Exklusivität kein Dünkel wird. Etwas von van Gogh und Cézanne fehlt mir, ich meine nicht die Kunst, sondern der Instinkt. Aber ich habe wie gesagt bisher nur den flüchtigsten Eindruck.

Wundervoll der typographische Anstand, tut meinem Druckerherzen wohl. Es ist mir leid, daß wir die Bremer Presse nicht in unserem Fangarm haben.

Herzlich

Ihr J Meier-Graefe

Rodaun 23 XI 22.

mein lieber Meier Graefe

darf ich Ihnen u. Frau Meier Graefe durch diese Zeilen meine Tochter vorstellen, die als Bewohnerin von L. Woldes Behausung für eine Zeit Ihre Nachbarin sein wird?<sup>142</sup>

Ihr Brief über meine Zeitschrift<sup>143</sup> war mir wie alles was von Ihnen kommt bedeutend u. erfreulich – Sie sagen immer etwas *Wirkliches*.

Ja Cézanne – ein Etwas von Cézannes Geist, das ist ein Höchstes – ist es, von der deutschen Erde aus, ein Mögliches?

Bewahren Sie aber mir zu Liebe auch der Zeitschrift Ihre freundliche Teilname [!]. – Wir leben alle viel zu sehr auseinander, statt ineinander zu leben. Was Paris mühelos bietet, müsste man durch ein fortwährendes geistreiches Convergiere immer aufs neue zu erschaffen suchen. Bei Ihrer Ankündigung meiner (und Nowaks) Ariadne überraschte mich dass Sie das kleine Werk so historisch nehmen – als Product von vor dem Kriege. Ich könnte Gleiches oder sehr Ähnliches jeden Augenblick wieder hervorbringen, ohne es als Anachronismus zu fühlen. Es geht doch für uns eine andere Uhr als für alle die in der Lebensmaterie, auch der politischen, verfangenen Menschen, nicht?

Herzlich

Ihr Hofmannsthal

<sup>142</sup> Vgl. Anm. 67.

<sup>143</sup> Die »Neuen deutschen Beiträge«.

Lieber Meier Graefe – Liebe gnädige Frau!<sup>144</sup>

wir freuen uns unendlich Sie hier zu wissen. Ich habe um Ihrer Ankunft willen eine Reise nach Deutschland bis Ende dieser Woche oder Anfang der nächsten hinausgeschoben.

Wann können wir die Freude haben Sie zu Tisch 1 1/4 (=1h15) hier zu sehen? Wir sind ausser Mittwoch jeden Tag zur Verfügung. Sie fahren – falls Ihre Hausherren Ihnen nicht ein Auto geben können – am bequemsten mit der Südbahn heraus – ab Südbahnhof 11h50, umsteigen in Liesing, Ankunft 12h38 in Rodaun

Bitten bald um Nachricht!

Uns freuend

Hofmannsthal

[Widmungsexemplar]

*Julius Meier-Graefe: Geständnisse meines Veters. Novellen. Berlin: Rowohlt 1923*<sup>145</sup>

s/l Hofmannsthal mit herzlichem Gruss  
9/II [?] 23

Meier Graefe

[Hofmannsthal an seine Frau, Berlin 4.V.1923]

bin abends [...] bei Meier-Graefes

[gedr. Briefkopf]

Hinterhör bei Neubauern am Inn (Oberbayern) den 5 ten XII [1923]

mein lieber MeierGraefe

Ihren Brief und die Übersicht über die Reihe der Piper-drucke habe ich hier erhalten;<sup>146</sup> die Novellen freue ich mich in kurzer Zeit in Ro-

<sup>144</sup> Möglicherweise bezieht sich der Brief auf jenen Besuch, den Hofmannsthal seiner Tochter Christiane am 25. Januar 1923 meldet: »eben erwarten wir MeierGraefes [...] Wir geben MeierGraefes alles Gewünschte mit.« (TB Christiane [2]1991) 140).

<sup>145</sup> Hofmannsthal-Bibliothek, Freies Deutsches Hochstift.

daun vorzufinden.<sup>147</sup>

Sie fühlen, mein lieber Meier Graefe, wie gross meine Sympathie für Sie ist – und wie wohlgegründet, auf dem haltbarsten Fundament: dem der höchsten Achtung. Immer wieder spreche ich es gerne aus dass in der geistigen Wüste welche *jede* deutsche Gegenwart für den geistig Ringenden ist, die Anwesenheit Ihrer Person unter den Lebenden mich stets aufheitert und erfrischt. Sie werden mir glauben, wenn ich es sage, dass ich ungleich lieber die Feder ansetzen würde zu dem gewünschten Brief an Piper – oder zu jedem Schriftstück welcher Art immer, wodurch ich Ihnen dienlich sein könnte – als zu diesen Zeilen,

<sup>146</sup> Im Unterschied zu den Drucken der Marées-Gesellschaft reproduzierten die 1923 ins Leben gerufenen Piper-Drucke Gemälde. Das neue Unternehmen war eine Lieblingsidee des Verlegers, der sich gegen die Vorbehalte Meier-Graefes durchsetzte. S. dazu Reinhard Piper: *Mein Leben als Verleger*. Vormittag Nachmittag. 2. Aufl. München 1991, S. 376–380, und die Ankündigung im »Almanach des Verlags R. Piper & Co. in München. 1904–1924«: »Mit diesem Unternehmen betritt der Verlag ein neues Gebiet: die möglichst getreue farbige Wiedergabe von Gemälden und Pastellen in Einzelblättern großen Formats. Dem Projekt standen sehr ernste Bedenken entgegen. Man kann, wie die mustergültigen Drucke unserer Graphischen Anstalt Ganymed beweisen, alle mit Stift, Kohle, Tusche auf Papier geschaffenen Zeichnungen nahezu wörtlich wiedergeben. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit des Programms der Marées-Gesellschaft nötigte die Graphische Anstalt zu Kraftanstrengungen der verschiedensten Art. Immer aber handelte es sich um Aufgaben innerhalb der Möglichkeiten des farbigen Lichtdrucks. Die an ähnliche Ansprüche gebundene Reproduktion von Gemälden geht über diesen Rahmen hinaus. Weder kann man jedes Bild in Originalgröße geben (die *conditio sine qua non* jedes Faksimiles) noch läßt sich mit bekannten Mitteln die Pasta des Gemäldes, das Relief der Pinselstriche nachbilden. Endlich hat das Papier nicht die Struktur der Leinwand oder der Holztafel. Es kann sich daher bei Gemälden nur um die Annäherung handeln, um Wiedergabe wesentlicher Eigenschaften der Originale, die auf Kosten anderer herauszuheben sind. [...] Die bisher üblichen mangelhaften Reproduktionen von Gemälden rühren von der Unfähigkeit her, Eigenschaften, die sich der Photographie entziehen, entsprechend zu übertragen. Was nicht auf die Platte kam oder sich der fast ebenso mechanischen Korrektur ungenügend geschulter Retuschöre entzog, blieb einfach weg. / Die Piper-Drucke machen keinen Anspruch auf absolute Faksimiles, aber kommen den Werken sehr nahe [...]. Die wesentlichste Neuerung ist die Korrektur und Ergänzung der Farbenplatten nach bedingungslos künstlerischen Gesichtspunkten. [...] Die Zahl der Farbenplatten ist im Prinzip unbegrenzt. – Noch wesentlicher ist die Auswahl der Werke. Diese hat Meier-Graefe übernommen. Die Bilder erlauben dem Kunstfreund, sich eine Galerie der erlesensten Werke Europas zu schaffen. Wie bei den Drucken der Marées-Gesellschaft wird auch hier von allen geographischen und zeitlichen Grenzen abgesehen« (S. 111–114, 111f.).

<sup>147</sup> Meier-Graefes *Novellenbuch »Geständnisse meines Veters«* (Rowohlt: Berlin 1923).



durch welche ich sie bitten muss mich in diesem einzigen Fall zu entschuldigen.<sup>148</sup>

Ich folge allem was Sie auf diesem, auch auf diesem, Gebiet unternehmen, mit einer beständigen Freude; von meinem Besitz an Marées-mappen würde ich mich sehr ungern trennen. Aber die vorliegende Unternehmung ist mir so überraschend und gegen's Gefühl gehend – dass ich Sie bitte mir eine öffentliche Äusserung zu erlassen – deren Klang ja nur dann überzeugend ist, wenn aus der eigenen Überzeugung geschöpft.

Ich verstehe ja dass Sie Ihre Arbeiter u. Maschinen beschäftigen müssen – aber lassen Sie mich über diese Art sie zu beschäftigen, nicht zu einem Urteil aufgerufen sein, sondern mich das Refugium der Incompetenz finden.

Sie wissen wie ich ein gewisses Bild von Poussin liebe – aber wollte mir jemand ein fac-simile davon schenken – es wäre mir so unheimlich dass ich es nicht mit Augen sehen möchte. Für mein innerstes Gefühl wird hier die Heiligkeit u. Einzigkeit eines solchen Kunstwerkes zwar nicht angetastet, denn dazu sind mechanische Mittel unvermögend, aber befleckt.

Möge ich Unrecht haben – und Sie von dieser Unternehmung wie von jeder, Freude u. Gewinn, – aber kann ich denn Unrecht haben, wo mein Gefühl so stark spricht.

Stets herzlich u. freundschaftlich der Ihre

Hofmannsthal

<sup>148</sup> Vermutlich ging es um ein werbewirksames Statement, das Hofmannsthal, wie verschiedene andere prominente Künstler und Kunstkenner, über die Piper-Drucke abgeben sollte. Vgl. dazu die Erinnerungen von Reinhard Piper: »Wir starteten im November 1923 mit den ersten zwanzig Drucken. Ich machte einen schönen Katalog. Für diesen brauchte ich von »Prominenten« Urteile über die künstlerische Qualität des Unternehmens. Ich wandte mich an Galerieleiter, Kunsthistoriker, Privatsammler, Maler und Schriftsteller. So begab ich mich [...] auch zu Thomas Mann in seine Villa an der Isar. Die Drucke wurden sehr freundlich aufgenommen [...] ein paar Tage später schrieb er mir: »[...] Die Drucke werden mehr als eine Erinnerung an die Originale – sie werden einen täuschenden Ersatz dafür bieten. Überschlägt man die gewaltigen Investitionen, die heute nötig sind, um solche Dinge hervorzubringen, so nimmt der geschäftliche Wagemut einen wunder, der unbeirrt durch die verzweifeltsten Unstände an Unternehmungen wie diese geht. [...] / In ähnlichem Sinne urteilten die Maler Lovis Corinth, Edvard Munch, Adolf Schinnerer, die Kunsthistoriker A.E. Brinckmann, Wilhelm Pinder, Heinrich Wölfflin, die Galerieleiter Otto Fischer, Gustav Glück, Gustav Pauli.« Reinhard Piper: Mein Leben, S. 376.

Berlin-Schlachtensee

9. XII [1923]<sup>149</sup>

Lieber Hofmannsthal

Schönen Dank, daß Sie sich so viel Umstände machen, um ein Nein zu rechtfertigen, das ja ganz außerhalb unserer Beziehungen steht. Ich bin nicht weiter ernsthaft an diesen Sachen beteiligt, doch sind sie anständiges Handwerk.

Die Einzigkeit des Kunstwerks – hm! langes Kapitel! Dieser Einwand würde sich auch gegen die Marées-Drucke wenden. Gelänge es, den Poussin ganz wörtlich wiederzugeben, fände ich es eine Wohltat für die Menschheit. Was mich stört, ist die Unvollkommenheit der Wiedergabe von Gemälden auf Papier. Aber ich sage mir oft, daß wir vielleicht viel zu ängstlich in dieser Sache sind. (Man kann übrigens gerade von dem verhältnismäßig dünn gemalten Poussin in Dresden eine sehr weitgehende farbige Wiedergabe erzielen.)<sup>150</sup> Auch über die Einzigkeit dachten die Alten ganz anders. Bleibt Piper dabei, in diesen Drucken nur das Beste zu bringen und dem Publikum gar keine Zugeständnisse zu machen – und das wird er sicher – so ist schon ein bescheidener Nutzen möglich. Aber, wie gesagt, das ganze hat keine Wichtigkeit. Um so netter, daß Sie so freundlich zu mir sind.

Viele Grüße! Hoffentlich bald einmal hier

Ihr J Meier-Graefe

[Postkarte: gedruckter Kartenkopf] Rodaun B. Wien

19. II 24.

Haben Sie vielen Dank für Ihr Gedenken.<sup>151</sup> Vielleicht freut Sie dies: dass ich, recht verwirrt u. ermüdet durch tausenderlei von Aussen Zudringendes, unendlich nach Zusammenfassung meiner selbst bedürftig, diese an den drei letzten Abenden bei Ihrem Delacroix-buch suchte – und völlig fand; die 5 oder 6 Hauptcapitel dieses unver-

<sup>149</sup> Der Brief im Auszug auch in SW XXXI 490, dort allerdings falsch auf 1916 datiert, denn nicht an den Marées-Drucken, sondern an den Piper-Drucken war Meier-Graefe »nicht weiter ernsthaft beteiligt«.

<sup>150</sup> Nicolas Poussins »Reich der Flora« aus der Dresdner Galerie, »Piper-Druck« Nr. 19.

<sup>151</sup> Zu Hofmannsthals 50. Geburtstag am 1. Februar.

gleichlichen Buches werden nicht leicht wieder einen aufmerksamen, bewegteren u. dankbareren Leser finden!

Treulich Ihr Hofmannsthal

[Widmungsexemplar]

*Hugo von Hofmannsthal: Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation. München: Verlag der Bremer Presse 1927*<sup>152</sup>

Meier Graefe in alter Bewunderung und aufrichtiger Sympathie.  
Hofmannsthal Bad Aussee 9. XI. 27.

d 15/XI 28 Bad Aussee

Verehrter Freund.<sup>153</sup>

Nach Empfang Ihres lieben Briefes habe ich mir wirklich den Kopf zerbrochen wie man die Sache gemäss dem Wunsch von Meier Graefe geschickt machen könnte, aber da ich die Situation bei der N.[euen] Fr.[eien] Pr.[esse] genau so sehe wie Sie, so fällt mir wirklich mit dem besten Willen keine Lösung ein. Es ist nun freilich zu sagen, dass wenig Dinge für das Schicksal des Buches unseres Freundes (ich meine für sein buchhändlerisches Schicksal) so unwichtig sind wie die Person die darüber gerade in dieser Wiener Zeitung referiert, denn es werden hier ohnehin keine Bücher gekauft. Aber natürlich ärgert man sich, dass nicht ein Mensch zur Hand ist, den man vorschlagen könnte. Dass der Herr, der als Nachfolger von A.F.S. angelernt wird, und dessen Name ich durch Sie zum ersten Mal höre, auch wieder in die gleiche langweilige Kerbe haut, ist ja zum Verzweifeln. In Berlin wechselt wenigstens alles. Hier aber herrscht eine Stabilität in der Inkompetenz, die einen schon krank machen kann.

<sup>152</sup> Privatbesitz.

<sup>153</sup> Typoskript mit Hofmannsthals eigenhändiger Unterschrift; Nachlaß Meier-Graefe, Deutsches Literaturarchiv Marbach; möglich ist, daß es sich bei dem Adressaten um Dr. Robert Freund handelt, der von 1926–1937 Teilhaber des Piper-Verlags war.

Ich grüsse Sie herzlich und bitte mir nicht übel zu nehmen, dass mir auch nichts Brauchbares einfällt.

Herzlich

Ihr Hofmannsthal

[Widmungsexemplar]

*Julius Meier-Graefe: Die doppelte Kurve. Essays. Berlin/Wien/Leipzig: Zsolnay 1924*<sup>154</sup>

Hugo von Hofmannsthal mit herzlichem Gruss  
2/ II 29 [?] J Meier-Graefe

<sup>154</sup> Hofmannsthal-Bibliothek, Freies Deutsches Hochstift.

Anhang  
Die Drucke der Marées-Gesellschaft 1917 bis 1929<sup>155</sup>

*Erste Reihe 1917–1918*

1. Druck: Goethes Clavigo mit farbigen Illustrationen von Götz von Seckendorff.
2. Druck: Cézanne-Mappe. Zehn Faksimiles nach Aquarellen. Text von Julius Meier-Graefe.
3. Druck: Shakespeare-Visionen. Zweiunddreißig Originaldrucke deutscher Künstler. Text von Gerhart Hauptmann.
4. Druck: Die Skizzenmappe. Siebzig Faksimiles nach Zeichnungen französischer Meister des 19. Jahrhunderts. Text von Julius Elias.

*Zweite Reihe 1918–1919*

5. Druck: Dostojewski: Eine dumme Geschichte. Illustriert auf dem Stein von Rudolf Großmann.
6. Druck: Ovid: Amores. Übersetzung von R. Schott, geschrieben von H. Weynck, mit Vignetten von André Lambert. Das ganze Werk Kupferdruck.
7. Druck: Flaubert: St. Julian. Übersetzung von Ludwig Wolde, mit Originalholzschnitten von Max Unold.
8. Druck: Rudolf Großmann: Herbarium. Mappe mit zweiundzwanzig Originalradierungen. Text von Karl Linné.
9. Druck: Daumier-Mappe. Fünfzehn Faksimiles. Text von Wilhelm Hausenstein.
10. Druck: Marées-Mappe. Dreißig Faksimiles. Texte von Wilhelm Hausenstein, Rudolf Pannwitz, Walter Riezler, Julius Meier-Graefe. Zehn Textradierungen von W. Schmidt.

*Dritte Reihe 1919*

11. Druck: Friedrich von Schlegel: Lucinde, mit Originalholzschnitten von Walter Teutsch.

<sup>155</sup> Zusammengestellt nach den Ankündigungen in den Almanachen des Piper-Verlages: Aus der Werkstatt des Verlags R. Piper & Co in München 1904–1926 (München 1926), S. 105–110, sowie 25 Jahre R. Piper & Co. Verlag 1904–1929. München 1929, S. 199–208, und nach den Verzeichnissen des »Ganymed« (dort z.T. abweichende Angaben bei der Zählung der Illustrationen).

12. Druck: Achim von Arnim: Fürst Ganzgott und Sängler Halbrott. Illustriert mit Originalsteindruck von Max Neumann.
13. Druck: Gesichter. Neunzehn Originalradierungen von Max Beckmann. Text von Julius Meier-Graefe
14. Druck: Delacroix und Géricault. Dreizehn Faksimiles und eine Originallithographie von Delacroix. Text von Julius Meier-Graefe.
15. Druck: Van Gogh-Mappe. Sechzehn Faksimiles. Text von Oskar Hagen.
16. Druck: Deutsche Skizzenmappe. Achtzig Faksimiles nach deutschen Meistern des 19. Jahrhunderts. Text von Hermann Uhde-Bernays.

*Vierte Reihe Frühling 1920*

17. Druck: Albrecht Dürer: Die Landschaften der Jugend. Zehn Aquarelle in Faksimile. Text von Emil Waldmann.
18. Druck: Rembrandt-Mappe: Religiöse Legenden. Zwanzig Faksimiles nach Zeichnungen. Text von Richard Dehmel und Kurt Pfister.
19. Druck: Guys-Mappe. Fünfzehn Faksimiles nach Aquarellen und Zeichnungen. Text von Julius Meier-Graefe.
20. Druck: Lovis Corinth: Antike Legenden. Zwölf Originalradierungen. Text von J. Meier-Graefe.
21. Druck: Goethes Prometheus mit Originalradierungen von Felix Meseck. Geschriebener Text von Anna Simons. Das ganze Werk in Kupferdruck.
22. Druck: E. Th. A. Hoffmann. Ritter Gluck. Mit holzgeschnittenen Zeichnungen von R. Großmann. [Erster Marées-Druck der Bremer Presse.]

*Fünfte Reihe Winter 1920*

23. Druck: Venezianische Mappe. Neunzehn Faksimiles nach Tuschzeichnungen. Text von Julius Meier-Graefe.
24. Druck: Renoir-Mappe. Einundzwanzig Faksimiles nach Pastellen, Aquarellen und Zeichnungen. Text von Wilhelm Hausenstein.
25. Druck: Max Slevogt: Mozarts Zauberflöte. Text von F. Wichert.
26. Druck: Novalis: Das Märchen aus Heinrich von Ofterdingen. Mit Radierungen von Felix Meseck.
27. Druck: Otto Schubert: Bilderbuch für Tyll und Nele. Vierundzwanzig vierfarbige Originalholzschnitte aus dem Tierleben.<sup>156</sup>

<sup>156</sup> Tyll und Nele, die Kinder Henry van de Veldes.

*Sechste Reihe Frühling 1921*

28. Druck: Rubens-Mappe. Zwölf Faksimiles nach den Zeichnungen der Albertina. Text von Gustav Glück.  
29. Druck: Französische Mappe des 18. Jahrhunderts. Siebenundzwanzig Faksimiles. Text von Georg Swarzenski.  
30. Druck: Goethes Reineke Fuchs mit dreiundfünfzig Radierungen von Otto Schubert.  
31. Druck: Sappho. Die Gedichte im Urtext. Geschrieben und radiert von E. R. Weiß. Mit radierten Vollbildern von Renée Sintenis.

*Siebente Reihe November 1921*

32. Druck: China-Mappe. Fünfzehn Faksimiles nach den Vorlagen des ›Chieh-tse-yuan hua-chuan‹ und des ›Shih-chu-chai shu-hua tsih‹, Farbedrucke des 17. Jahrhunderts. Text von Otto Fischer und Emil Orlik.  
33. Druck: Cézanne und seine Ahnen. Sechzehn Faksimiles nach Zeichnungen und Aquarellen.

*Achte Reihe Frühling 1922*

34. Druck: Canticum canticorum. Das Blockbuch des 15. Jahrhunderts in farbigen Faksimiles.  
35. Druck: Manet-Mappe. Fünfzehn Faksimiles nach Aquarellen, Pastellen und Zeichnungen. Text von Curt Glaser.  
36. Druck: Max Beckmann: Jahrmarkt. Zehn Original-Radierungen.

*Neunte Reihe November 1922*

37. Druck: Bruegel-Mappe. Vierzehn Faksimiles nach zum Teil farbigen Zeichnungen. Text von Kurt Pfister.  
38. Druck: Antike Fresken. Zehn Faksimiles nach römischen Fresken im Vatikan und im Museum von Neapel nach den Rekonstruktionen von Eugen Spiro. Text von Theodor Wiegand.  
39. Druck: Ariadne auf Naxos. Opernspiel von Hofmannsthal, illustriert mit farbigen Steinzeichnungen von Willi Nowak.

*Zehnte Reihe 1923*

40. Druck: Richard Dreher. Originallithographien zu dem Märchen Runge: Von den Fischern und seine Frau.  
41. Druck: Karl Hofer: Zenana. Zehn Originallithographien zum Frauenleben.

42. Druck: Die Mappe der Gegenwart. Zweiundvierzig Faksimiles nach Aquarellen, Pastellen und Zeichnungen moderner Künstler aller Länder. Text von Julius Meier-Graefe. (Deutsche Ausgabe Nr. I-LXXX mit 6 Originaldrucken von Corinth, Beckmann, Großmann, Klee, Meseck und Heckel auf Japan).

*Elfte Reihe April 1925*

43. Druck: Claude Lorrain. 11 Faksimiles nach Tuschzeichnungen aus dem Berliner Kuperstichkabinett und dem British Museum in London. Text von Kurt Gerstenberg.  
44. Druck: Von Schongauer bis Holbein. 30 Faksimiles nach Zeichnungen deutscher Meister aus dem Berliner Kupferstichkabinett. Text von Max J. Friedländer.

*Zwölfte Reihe 1926*

45. Druck: Paul Gauguin. Noa Noa. Faksimile des vollständigen Manuskripts herausgegeben von Julius Meier-Graefe.

*Dreizehnte Reihe 1928*

46. Druck: Vincent van Gogh. 12 Aquarelle und Zeichnungen in Faksimilewiedergabe. Einleitung von Julius Meier-Graefe.

*Vierzehnte Reihe 1929*

47. Druck: Auguste Renoir. Mappe mit 15 Faksimiledrucken nach Aquarellen, Pastellen und Zeichnungen. Einleitung von Julius Meier-Graefe.